



Du siehst mich

(1. Mose 16,13)

Franziskanische Gedanken
zum Leitwort
des
Evangelischen Kirchentages
2017

Schnelle Botin – Themenheft 2017 - 2

Fundorte der nachfolgenden Beiträge:

- 1 Thaddée Matura, Armut und die Armen in der Botschaft und im Leben des Franz
von Assisi
in: Michael Mutzner / Alessandra Aula (Hg.), Zukunftsherausforderung Ar-
mut in der Welt. Franziskanische Impulse für die Vereinten Nationen
(Berlin/Zürich 2010) S., 1-7
- 2 [http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2016/november/documents/
3 papa-francesco_20161111_giubileo-senza-fissa-dimora.html](http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2016/november/documents/papa-francesco_20161111_giubileo-senza-fissa-dimora.html)
Hermann Schalück, Was dem Leben dient. Missionarische Spiritualität heute
(Kevelaer/Aachen 2005), S. 10-27.
- 4 [https://heiligkreuz.info/die-aktuellen-sozialbotschaften-von-papst-franziskus/
5 http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2017/april/documents/papa-
francesco_20170404_convegno-populorum-progressio.html](https://heiligkreuz.info/die-aktuellen-sozialbotschaften-von-papst-franziskus/)
Constantin Pohlmann, Franziskus – ein Weg. Die franziskanische Alternative
(Mainz 1980), S. 71-78.
- 7 Niklaus Kuster, Franz von Assisi – Freiheit und Geschwisterlichkeit in der Kirche
= Franziskanische Akzente 6 (Würzburg 2015), S. 81-85.
- 8 Antonio Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus (Freiburg 2013), S. 47-51
Rückseitentext aus dem Materialheft zum Feierabendmahl
<https://www.kirchentag.de/service/downloads/publikationen.htm>

Anschrift der Redaktion / Herausgeber

Nationalvorstand des OFS,
Mechthild Händler, Schwarzmannstr. 4, 36039 Fulda



Deutscher Evangelischer **Kirchentag Berlin – Wittenberg** *24. – 28. Mai 2017*

EIN WORT ZUVOR

„Du siehst mich“ – das Leitwort des diesjährigen Kirchentages ist ein facettenreiches. Es ist entnommen dem 16. Kapitel des Buches Genesis. Dort richtet Hagar, eine junge ägyptische Frau auf der Flucht, diesen Ausspruch an Gott. Sie glaubt, dass Gott ihr Elend sieht, ihre bedrohliche Lage wahrnimmt und sie aus ihrer Not rettet. „Du siehst mich“ – dieses Wort Hagars ist ein Wort der Zuversicht und der Dankbarkeit, wahrgenommen zu sein von Gott.

So wie Hagar dürfen auch wir uns im Glauben von Gott angesehen und angenommen wissen – auch mit unseren Schattenseiten. Diese Gabe wird aber dann auch zur Auf-Gabe, nämlich

- * denen Ansehen schenken, die keiner beachtet, die an den Rand gedrängt und abgestempelt („marginalisiert“) werden,
- * den prophetischen Mut haben, ungerechte Verhältnisse zu sehen und gemeinsam mit Betroffenen nach Lösungen zu suchen,
- * mitzuwirken, dass die Kirche nicht unbedingt eine angesehene Größe ist, sondern Gott und die Menschen ansehend ist - und so dann ansehnlich wird.

Franziskus von Assisi (der Heilige) und Franziskus von Rom (der Papst) geben uns eine Menge Hinweise, wie diese Aufgaben umgesetzt werden können. Einige Texte von ihnen und über sie haben wir in diesem Heft zusammengestellt – und somit den Facetten des Leitworts eine franziskanische hinzugefügt. Dabei lässt sich nicht immer vermeiden, dass manche Gedanken wiederholt werden. Um einzelnen Passagen nicht aus dem Zusammenhang zu reißen, haben wir die zitierten Texte im Normalfall so belassen, wie sie verfasst sind und wir sie gefunden haben.

Es wäre schön, wenn wir alle diese Texte nicht nur ansehen, sondern sie auch wenigstens teilweise in unser Leben übersetzen würden.

DEN ARMEN ANSEHEN SCHENKEN

Armut und die Armen in der Botschaft und im Leben des Franz von Assisi¹

„Alle Brüder müssen sich freuen, wenn sie mit unbedeutenden und verachteten Leuten umgehen, mit Armen und Schwachen und Kranken und Aussätzigen und Bettlern am Wege.“

„Unbedeutend und verachtet“ - diese ersten beiden Begriffe drücken das Urteil aus, das gewöhnlich gegenüber jenen gefällt wird, die man heute als marginalisiert, ausgegrenzt, obdachlos oder „unberührbar“ qualifizieren würde. Die fünf weiteren Begriffe, die im Zitat vorkommen, versuchen die Bedingungen und die Ursachen der Ausgrenzungen zu bestimmen.

Zuerst kommt die allgemeine Armut, der Mangel an notwendiger Kleidung, Nahrung, Unterkunft; dann folgt der Gesundheitszustand, er wird mit drei Begriffen umrissen: *die Schwachen* - die körperliche Gebrechlichkeit -, die Kranken und schließlich als Höhepunkt des Elends, die im Mittelalter vollkommen aus der Gesellschaft Ausgestoßenen - die Aussätzigen. Und abschließend die Bettler, nicht die ehrbaren wie die Brüder, die von Tür zu Tür betteln, sondern jene, die am Straßenrand sitzen. Der Text setzt voraus, dass die Brüder manchmal in Kontakt mit diesen Leuten stehen, und unter ihnen leben. Wir können nicht sagen, ob die Brüder dies tun, um die Lebensbedingungen mit ihnen zu teilen, ihnen zu dienen und oder sie ans der Not zu befreien. Aber wir stellen fest, dass sie es nicht immer frohen Herzens tun, denn sie werden dazu eingeladen, sich dann „zu freuen“, wenn dies geschieht. An diese Aufstellung muss ein weiterer Text angefügt werden, der sich auf eine moralische Kategorie von Armut bezieht: jene, die gefährlich sind und von allen verachtet und zurückgewiesen werden. „Mag zu ihnen kommen, wer da will, Freund oder Feind, Dieb oder Räuber, so soll er gütig aufgenommen werden.“

In all diesen armen Menschen sah Franziskus nach den Worten seines ersten Biographen Thomas von Celano „*das edle Symbol des Christus*“, der sich um unseretwillen arm gemacht hat.

Mit ihnen sein und ihnen dienen

„Sich freuen, wenn sie unter den Armen leben“ setzt eine Grundhaltung des Respekts gegenüber der Menschenwürde der Armen voraus, ein Einfühlen in und ein Verständnis für ihre Lebensbedingungen, das Teilen ihrer Sorgen und Nöte, die Bereitschaft, ihnen zu dienen und sie aus ihrer Situation herauszuholen, nicht nur „mit“ ihnen, sondern „wie“ sie zu sein.

Franziskus kannte die Welt der Armen konkret durch seinen Kontakt mit den Leprakranken. Spontan verabscheute er sie und floh vor ihnen; aber als sein Herz sich gewandelt hatte und er in jedem von ihnen einen menschlichen Mitbruder und christlichen Gefährten erkannt hatte, sorgte er sich mit Zärtlichkeit um sie und half ihnen mit Spenden. Obwohl er jeden Gebrauch von Geld in seinen Regeln verbot, machte er dann eine Ausnahme, wenn es für die Pflege von Aussätzigen gebraucht wurde. Wie oben erwähnt, wurde der Ertrag für die Güter, welche die Kandidaten beim Eintritt in den Orden aufgeben mussten, den Armen überlassen, und alle Brüder wurden streng an ihre Pflicht zu teilen erinnert.

Wie lebte Franziskus in Wirklichkeit sein Ideal der Armut? Sein Biograph Thomas von Celano beschreibt es folgendermaßen: *„Franziskus wollte in allem wie ein Armer leben; er litt darunter, wenn er einem begegnete, der ärmer war als er; er trug nur ein schäbiges Kleid, das er oft einem Armen verschenkte; in kalten Zeiten suchte er sich bei den Reichen Mäntel und Pelze zusammen, aber nur, um sie den Armen weiterzugeben; sah er einen Armen unter einer zu großen Last gebeugt, belud er sich selbst damit, trotz seiner schwachen Gesundheit...“*. Auf Grund dieser radikalen Armut, die er gewählt hatte, verfügte er weder über Güter noch Geld. Deshalb konnte er nur über seine Kleidung verfügen, die auf ein striktes Minimum beschränkt war: Tunika und Mantel. Es war in diesem sehr beschränkten Bereich, in welchem er eine ganze Reihe von Gesten vollführte, die der Biograph gerne als Geschichten von Kleidern und zertrennten sowie verschenkten Mänteln wiedergab. Selbst als er einmal nichts anderes zur Verfügung hatte, gab er einer armen Frau, der Mutter zweier seiner Ordensbrüder, das einzige Neue Testament, das sie besaßen, was zur damaligen Zeit ein ganzes Vermögen wert war. Er wünschte, dass am Hochfest der Weihnacht die Armen und Bettler von den Reichen beschenkt würden.



Was die Aussätzigen betrifft, deren Nähe und Dienst am Beginn seiner Bekehrung standen, wie er am Anfang seines Testaments bezeugt, scheint es nicht so zu sein, dass er nach der Gründung des Ordens diese Tätigkeiten weiter fortgesetzt hätte. Auch scheint er dies nicht als eigentlichen Bestandteil des Lebens seiner Brüder verstanden zu haben. Einige dürften ohne Zweifel in den Leprosorien (Aussätzigenhäusern) als Helfer oder sogar Verwalter gedient haben. Auch haben sich gelegentlich Brüder auf der Wanderschaft und Franziskus selbst vorübergehend an solchen Orten aufgehalten, und es wurde den Novizen empfohlen, eine gewisse Zeit dort zu verbringen. Am Ende seines Lebens träumte Franziskus mit Sehnsucht von den Zeiten, als er die Leprakranken pflegte. Im Gegensatz dazu missglückte der vereinzelt Versuch eines Bruders, Giovanni della Cappella, einen Orden von Leprakranken zu gründen.

Franziskus und die Armen heute

Welche Lehren und Anregungen können wir heute aus diesen Beschreibungen und Betrachtungen über das Verhalten des Franziskus und seiner Brüder gegenüber den Armen ziehen?

Vielleicht sollte man sich zuallererst die wichtige Unterscheidung, die Franziskus zwischen seiner Armut als Grundhaltung, die er praktizierte und die er allen empfahl, und der sozialen Armut, deren man unfreiwillig unterworfen wird, ins Gedächtnis rufen. Die erstere ist in der Armut und Demut Christi begründet und besteht in der Nachahmung seiner Selbsterniedrigung aus Liebe im Dienst an jedem menschlichen Wesen. Arm zu sein in diesem Sinn bedeutet, sich selbst klein zu machen und sich allen zu unterwerfen, um ihnen Bruder und Diener zu sein. Wenn Franziskus dieser Herzenshaltung jene radikale soziale Armut aus dem Mittelalter anfügte, wusste er, dass diese Art von Armut keinen Wert in sich selbst hatte, sondern weit entfernt von der unfreiwillig erlittenen Armut und auch nicht jedermanns Berufung war.

Andererseits stellt die soziale Armut, jene verschiedenartigen Formen des Mangels an dem, was für das menschliche Leben notwendig ist - Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arbeit, Erziehung, Freiheit, etc. - ein Übel dar, das zu beseitigen ist.

Die Haltung des Franziskus und seiner Brüder zeigt, dass sie sich dessen bewusst waren und dass sie alles taten, was ihnen was ihre Auffassung von der menschlichen Person vorschrieb und was ihre Lebensweise ermöglichte. Natürlich waren die Menschen der damaligen Zeit gegenüber persönlichen Gesten - Teilen, Almosen geben - empfänglicher als für die Veränderung von den Strukturen, die das Elend hervorbrachten. Und dazu kommt, dass Franziskus, wie Jesus in den Evangelien, sich selbst nicht als Sozialreformer verstand, sondern als einer, der die Leute in der Tiefe

ihres Herzens aufrüttelt, was Ausgangspunkt und einzige Möglichkeit zu wahren Reformen bedeutet.

Wenn er sein Gewand teilte und seinen Mantel verschenkte, sich sogar von einem heiligen Buch trennte, um einer armen Person zu helfen, oder wenn er gelegentlich einen Aussätzigen pflegte, nachdem er ihm die Hand geküsst und ihm Geld gegeben hatte, geschah dies, weil er dem treu geblieben war, was er in seiner bullierten Regel (3,10-11) in Bezug auf die persönliche Begegnung geschrieben hatte:

Dass sie... nicht streiten, noch sich in Wortgezänk einlassen, noch andere richten.

Vielmehr sollen sie milde, friedfertig und bescheiden, sanftmütig und demütig sein und mit allen anständig reden, wie es sich gehört“.

Eine innere Haltung des Wohlwollens, der Sanftmut als Ausdruck der Demut, ohne richterliches Gehabe, sollte die Grundlage jedes „franziskanischen“ Verhaltens sein, besonders gegenüber den Kleinen und Armen. Eine solche Haltung gibt kein Rezept für das Verhalten, sagt nicht, was und wie zu teilen ist, noch wie man den Kampf gegen jegliche menschliche Armut organisiert. Stattdessen formt sie die Seele oder vielmehr das Herz so, dass jedem Engagement und jeder Handlung einen franziskanischen Hauch und eine franziskanische Ausdrucksweise verliehen wird.



Ansprache von Papst Franziskus an die Teilnehmer am Jubiläum für die von der Gesellschaft Ausgeschlossenen²

Ich danke Christian und Robert. Und ich danke euch allen, dass ihr hierhergekommen seid, damit wir uns begegnen, um mir zu begegnen, um für mich zu beten. Und wie der Kardinal [Barbarin] gesagt hat: eure Hände über meinem Kopf geben mir Kraft, um meine Sendung fortzusetzen, im Gebet der Auflegung der Hände. Vielen Dank.

Ich habe mir einige Worte der beiden Zeugnisse notiert, auch von den Gesten, die zum Ausdruck gebracht wurden, habe ich Notizen gemacht. Robert hat etwas gesagt, und zwar, dass wir uns als Menschen nicht von den Großen der Welt unterscheiden. Wir haben unsere Leiden, Leiden-

schaften und unsere Träume, die wir mit kleinen Schritten voranzubringen suchen. Leiden und Traum: zwei Worte, die helfen können. Die Leidenschaft lässt uns zuweilen leiden, stellt uns Fallen, innere und äußere, das Leid der Krankheit... Tausend Leiden. Aber auch die Leidenschaft voranzugehen, die gute Leidenschaft, und diese gute Leidenschaft lässt uns träumen. Für mich sind ein Mann oder eine Frau sehr arm - aber eine andere Art von Armut als die eure -, wenn dieser Mann oder diese Frau die Fähigkeit des Träumens verlieren, die Fähigkeit verlieren, eine Leidenschaft voranzubringen.

Hört nicht auf zu träumen! Der Traum eines Armen, von jemandem, der kein Obdach hat, wie wird der sein? Ich weiß es nicht, aber ihr träumt. Ihr habt geträumt, dass ihr eines Tages nach Rom kommen würdet, und der Traum ist Wirklichkeit geworden. Ihr träumt, dass man die Welt verändern kann, und das ist ein Same, der aus eurem Herzen kommt. Einer von denen, die am Anfang gesprochen haben - Etienne Billemaine -, hat an eines meiner Worte erinnert, das ich häufig gebrauche: dass die Armut im Herzen des Evangeliums steht. Nur wer spürt, dass ihm etwas fehlt, blickt nach oben und träumt. Wer alles hat, kann nicht träumen! Die einfachen Leute folgten Jesus, weil sie sich erträumten, dass er sie heilen würde, dass er sie befreien würde, ihnen Gutes tun würde, und sie folgten ihm und er befreite sie. Männer und Frauen mit Leidenschaften und Träumen. Das ist das erste, was ich euch sagen möchte. Ihr lehrt uns alle, die wir ein Dach über dem Kopf haben, weil es uns nicht an Nahrung oder Medikamenten mangelt. Ihr lehrt uns, nicht zufrieden zu sein. Mit euren Träumen lehrt ihr uns, ausgehend vom Evangelium zu träumen, wo ihr seid, vom Herzen des Evangeliums aus.

Ein zweites Wort, das nicht gesagt wurde, aber der Haltung jener zugrunde lag, die gesprochen haben, und in eurer Haltung, das mir ins Herz gekommen ist, als Robert in seiner Muttersprache (auf Französisch) gesagt hat: „Und das Leben wird so schön!“ Was bedeutet das? Dass das Leben für uns schön wird, dass es uns gelingt, es schön zu finden, auch in den schlimmsten Situationen, in denen ihr lebt. Das bedeutet Würde: das ist das Wort, das mir in den Sinn gekommen ist. Die Fähigkeit, sogar in den traurigsten und schmerzlichsten Dingen Schönheit zu finden, kann nur ein Mann oder eine Frau haben, die Würde haben. Arm ja, aber nicht erbärmlich! Das ist Würde! Dieselbe Würde, die Jesus hatte, der arm geboren wurde, der arm gelebt hat. Dieselbe Würde, die das Wort des Evangeliums hat. Dieselbe Würde, die ein Mann oder eine Frau haben, die von ihrer Arbeit leben. Arm ja, aber nicht beherrscht! Nicht ausgebeutet! Ich weiß, dass ihr sehr oft Menschen begegnet seid, die eure Armut ausbeuten wollten, die sie benutzen wollten. Aber ich weiß auch, dass dieses Gefühl, zu sehen, dass das Leben schön ist, dieses Gefühl, diese Würde

euch davor gerettet hat, Sklaven zu werden. Arm ja, aber keine Sklaven! Die Armut steht im Herzen des Evangeliums, um gelebt zu werden. Die Sklaverei gibt es dort im Evangelium nicht, um gelebt zu werden, sondern um davon befreit zu werden!

Ich weiß, dass für einen jeden von euch – das hat Robert gesagt – das Leben, zuweilen und auch ganz oft sehr schwierig wird. Er hat in seiner Sprache [*auf Französisch*] gesagt: „Das Leben ist für viele andere sehr viel schwieriger gewesen als für mich.“ Wir sehen, dass für viele andere das Leben schwieriger gewesen ist als für mich selbst. Wir finden immer jemanden, der ärmer ist als wir selbst. Und auch das gibt Würde: solidarisch sein können, einander zu helfen zu wissen, jemandem die Hand zu reichen wissen, der mehr leidet als ich. Die Fähigkeit, solidarisch zu sein, ist eine der Früchte, die uns die Armut schenkt. Wenn es sehr großen Reichtum gibt, dann vergisst man, solidarisch zu sein, weil man sich an die Tatsache gewöhnt hat, dass nichts fehlt! Wenn dich die Armut zuweilen dazu führt zu leiden, dann macht sie dich solidarisch und lässt dich dem die Hand reichen, der in einer schwierigeren Situation lebt als du selbst. Danke für dieses Beispiel, das ihr gebt. Ihr lehrt die Welt Solidarität!

Mich hat beeindruckt, wie viel Nachdruck Christian in seinem Zeugnis auf das Wort „Frieden“ gelegt hat. Ein Satz, in dem er über seinen inneren Frieden spricht [*auf Französisch*]: „Ich habe den Frieden Christi gefunden, den ich gesucht habe.“ Das ist das erste Mal, wo er das Wort erwähnt. Und dann spricht er vom Frieden und von der Freude, die er empfunden hat, als er begann, zum Chor von Nantes zu gehören. Und schließlich hat er einen Appell an mich gerichtet. Er hat mir gesagt [*auf Französisch*]: „Sie, die Sie das Problem des Friedens in der Welt kennen, ich bitte Sie, Ihr Wirken für den Frieden fortzusetzen.“

Die größte Armut ist der Krieg. Er ist die Armut, die zerstört. Und dies aus dem Mund eines Mannes zu hören, der materielle Armut erlitten hat, arm an Gesundheit war, ist ein Appell, für den Frieden zu wirken. Der Friede, der für uns Christen im Stall einer ausgegrenzten Familie begonnen hat, der Friede, den Gott für jedes seiner Kinder will. Und ihr, ausgehend von eurer Armut, von eurer Situation, seid und könnt Friedensstifter sein. Kriege werden zwischen den Reichen geführt, um mehr zu haben, um mehr Land zu besitzen, mehr Macht, mehr Geld... Es ist sehr traurig, wenn es so weit kommt, dass zwischen Armen Krieg geführt wird, weil das selten ist: die Armen neigen gerade wegen ihrer Armut eher dazu, Friedensstifter zu sein. Macht Frieden! Schafft Frieden! Gebt ein Beispiel des Friedens!

Wir brauchen Frieden in der Welt. Wir brauchen Frieden in der Kirche; alle Kirchen brauchen Frieden. Für alle Religionen ist es notwendig, im Frieden zu wachsen, weil alle Religionen Boten des Friedens sind, aber sie

müssen im Frieden wachsen. Helft dabei, ein jeder von euch in seiner eigenen Religion. Jener Friede, der aus dem Leiden, aus dem Herzen kommt, im Bemühen um jene Harmonie, die dir Würde gibt. Ich danke euch, dass ihr gekommen seid, um mich zu besuchen. Ich danke für die Zeugnisse. Und ich bitte euch um Entschuldigung, wenn ich euch manchmal mit meinen Worten beleidigt habe oder weil ich nicht gesagt habe, was ich hätte sagen sollen. Ich bitte euch um Vergebung im Namen der Christen, die das Evangelium nicht so lesen, dass sie im Mittelpunkt die Armut finden. Ich bitte euch um Vergebung für all die Male, wo wir Christen von einem Armen oder einer Situation der Armut den Blick abwenden. Entschuldigt!

Eure Vergebung für Männer und Frauen der Kirche, die den Blick nicht auf euch richten wollen oder wollten, ist Weihwasser des Segens für uns, es ist Reinigung für uns, es bedeutet, uns zu helfen, damit wir wieder glauben, dass im Herzen des Evangeliums die Armut als großartige Botschaft steht und dass wir – die Katholiken, die Christen, alle – eine arme Kirche für die Armen sein müssen und dass jeder Mann und jede Frau jeglicher Religionszugehörigkeit in jedem Armen die Botschaft Gottes sehen muss, der sich nähert und der arm wird, um uns im Leben zu begleiten. Gott segne einen jeden von euch. Ich möchte jetzt ein Gebet für euch sprechen. Ihr bleibt sitzen, so wie ihr seid, und ich werde das Gebet sprechen. Gott, Vater von uns allen, von jedem deiner Kinder, ich bitte dich, uns Kraft zu geben, uns Freude zu geben, uns zu lehren... dass du uns lehren mögest, zu träumen, um vorwärts zu blicken; dass du uns lehrst, solidarisch zu sein, weil wir Brüder sind, und dass du uns hilfst, unsere Würde zu verteidigen. Du bist der Vater von einem jeden von uns. Segne uns, oh Vater. Amen.

UNGERECHTE VERHÄLTNISSE SEHEN

Poet und Prophet³

In den frühesten Biographien über Franziskus lesen wir: Mit unerhörter Liebe und Hingebung umfasste er alle Dinge, redete zu ihnen vom Herrn und forderte sie auf zu seinem Lob. Mit Leuchten, Fackeln und Kerzen ging er vorsichtig um, denn er wollte mit seiner Hand nicht ihren Glanz trüben, der ein Schimmer des ewigen Lichts ist. Über Felsen wanderte er ehrerbietig, mit Rücksicht auf den, der Fels genannt wird. Wenn die Brüder Bäume fällten, verbot er ihnen, den Baum ganz unten abzuhaufen, damit er noch Hoffnung habe, wieder zu sprossen. Den Gärtner wies er an, die Raine um den Garten nicht umzugraben, damit zu ihrer Zeit das Grün der Kräuter und die Schönheit der Blumen den herrlichen Vater aller

Dinge verkündigten. Im Garten ließ er noch ein Gärtchen mit duftenden und blühenden Kräutern anlegen, damit sie die Beschauer anregten, der ewigen Freude im Himmel zu gedenken. Vom Wege las er die kleinen Würmer auf, damit sie nicht von den Füßen zertreten würden. Den Bienen ließ er, damit sie nicht in der Kälte des Winters vor Hunger umkamen, Honig und Wein hinstellen. Das bereits gefangene Kaninchen befreite er aus der Schlinge und gab ihm den Rat, nicht noch einmal auf die Schläue der Menschen hereinzufallen. Gefangene Fische warf er ins Wasser zurück. Jungen Lämmern war er wegen ihrer Ähnlichkeit mit Jesus besonders tief und zärtlich verbunden. Ein Falke wurde ihm, als er gegen Ende seines Lebens auf dem Berg La Verna weilte, zum rücksichtsvollen Begleiter, der ihn zum Gebet weckte, aber, wenn Franz besonders krank war, auch schon mal länger schlafen ließ. Die Grillen lobte er wegen ihres Gezirpes. Mit dem Namen „Bruder“ und „Schwester“ bezeichnete er alle Lebewesen und unter allen Tieren bevorzugte er die zahmen. Seine menschlichen Schwestern und Brüder sollten zu allen Zeiten und unter allen Umständen den Kleinen, den Ausgestoßenen, den Bettlern am Wege besonders eng verbunden bleiben.



In vielen Texten aus der Frühzeit der franziskanischen Familie steht so die Ehrfurcht und die Zärtlichkeit im Vordergrund, mit der Franziskus den Geschöpfen begegnete. Mit allen erfährt er sich in geschwisterlicher Verbundenheit, sogar mit dem reißenden Wolf, den er nach der Legende zu einem friedlichen Zeitgenossen zu machen verstand. Ist das die Begabung eines Tier- und Pflanzenfreundes, eines Naturgenies, eines Dichters?

Manche sehen es so. Für viele Zeitgenossen ist Franziskus vor allem der Patron des Tierschutzes.

Schauen wir aber ein wenig genauer hin: Der Mann aus Assisi besingt die Natur und die Geschöpfe, weil er sie liebt und weil sie schön sind. Er ist also sicher ein Poet, wohl auch ein großer und sehr bedeutender, aber mehr noch ist er Prophet, zumindest ein kleiner. Warum er die Natur liebt und schön findet? In allem findet er Spuren Gottes. Alles ist ihm Bote, Zeichen, Symbol für Gott, den allein Guten, den Ursprung und die Quelle alles Guten. Und deshalb steht er mit allen Geschöpfen in geschwisterlicher Beziehung.

Das schönste Beispiel für diese Naturerfahrung, die zugleich Ausdruck von tiefer Gotteserfahrung ist, finden wir im so genannten „Sonnengesang“ vor. In ihm nennt er die Sonne, den Mond, die Sterne, das Feuer und das Wasser, Luft, Wind, Wolken und jegliches Wetter, weiter versöhnungsbereite Menschen und schließlich den Tod Brüder und Schwestern. In ihm fügen sich die verschiedenen Aspekte und Facetten seiner Naturerfahrung und Schöpfungsmystik zu einem einzigen Loblied zusammen, das sozusagen dem Regenbogen gilt, den Gott als Zeichen seines Bundes und seiner Treue dem Menschen vor Augen stellt. Und er lädt alle Geschöpfe ein, mit ihm den Herrn zu loben und zu preisen.

Aber ist das noch unsere Welt? Eine solche Haltung der Ehrfurcht und Achtung ist uns heute auf den ersten Blick schwer zugänglich, noch weniger ist sie ohne weiteres nachvollziehbar. Die Natur ist vielen nicht mehr Subjekt oder gar Symbol des Schöpfers, sondern bloßes Objekt des Studiums, des Gebrauches, wenn nicht der Ausbeutung und Zerstörung. Und bauen unsere menschlichen Beziehungen noch auf der Fähigkeit auf, im anderen ein Abbild Gottes zu sehen und damit eine Schwester und einen Bruder, vor allem dann, wenn wir es mit völlig fremden Menschen aus anderen Rassen und Kulturen oder gar mit Feinden und Gegnern zu tun haben!

Für unsere heutige Welt kommt mir die Haltung des Franziskus wie eine heilsame Erinnerung und Mahnung vor, wie die prophetische Vorausnahme der neuen Schöpfung in Geschwisterlichkeit unter dem einen Vater, in Frieden und Gerechtigkeit, einer Welt, nach der wir uns trotz allem ausstrecken. Denn Frieden kann es nur geben, wenn wir einander Gerechtigkeit widerfahren lassen; Gerechtigkeit wird es nur geben, wenn wir zum Teilen und zum freiwilligen Verzicht fähig werden; Achtung und Ehrfurcht vor dem Mitmenschen und vor den Bewohnern der Schöpfung vermag nur der Mensch zu haben, der in ihnen Mitgeschöpfe sieht, Brüder und Schwestern auf dem gemeinsamen Weg der Geschichte. Eine geschwisterliche Haltung der Ehrfurcht, Achtung und Solidarität könnte ein tragfähiger Ansatz dafür sein, dass wir eines Tages die Probleme und Spannun-

gen zwischen Individuen, Gruppen und ganzen Völkern sowie die Fragen der gerechten Verteilung von Gütern, von Lebensmöglichkeiten und von Zukunftschancen zu lösen verstehen. Im erbarmungslosen Umgang miteinander wird das nie gelingen.

Franziskus von Assisi steht für eine Maxime, deren Beachtung unsere Welt sinnvoll in die Zukunft führen kann, während deren Nichtbeachtung nur neue weltweite Konflikte heraufbeschwören dürfte: „Teilen, damit alle leben können.“ Franziskus lädt auch heute ein zu einem einfachen, solidarischen, respektvollen, geschwisterlichen Lebensstil, damit alle Menschen und die ganze Schöpfung eine gute Zukunft haben können. Hier liegt dann der Ausgangspunkt für das kirchliche Engagement in der Mission und Evangelisierung, in der Entwicklungsarbeit, in der Förderung der Menschenrechte. Mission und Evangelisierung sind heute, allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz, längst nicht mehr Export von westlicher Kultur, sondern partnerschaftliches Engagement für eine neue, gerechtere Welt unter dem einen Gott.

„Sei Diener und Knecht“

Eine der Grundvoraussetzungen dafür finden wir bei Franz von Assisi. Er ist in erster Linie ein Christ, ein sehr konsequenter und radikaler dazu, der die Bibel und das Evangelium vom armen Jesus wörtlich nehmen und die Kirche von innen her erneuern wollte. Seine Grundmotivation kommt aus dem Evangelium: Er machte einige wichtige Grundelemente des Neuen Testaments zur Richtschnur seines eigenen Lebens, er wollte, dass die Schrift das Leben seiner Gemeinschaft strukturiere, ja, dass es die schriftvergessene, dafür machtbewusste mittelalterliche Kirche von innen her erleuchte und reinige. Franziskus will, dass alle Brüder und Schwestern unter dem einen Herrn sind. Er sagte: „Keiner soll eine Machtstellung oder ein Herrscheramt innehaben, vor allem nicht unter den Brüdern selbst. Wer immer der Größere sein will, der sei Diener und Knecht, der werde der Geringere.“ (vgl. Lk 22,26)

Die Beziehungen der Brüder und Schwestern untereinander sollen von Aufmerksamkeit, Rücksicht, gegenseitiger Dienstbereitschaft geprägt sein. Jene, die ein Amt haben, sollen den Untergebenen die Füße waschen, nicht den Kopf.

Bei Franziskus zählen nicht Hautfarbe, Geschlecht, Stand und Vermögen. Er brachte den Amtsträgern, Papst, Bischöfen und Priestern - er selber war ja kein Kleriker - größten Respekt entgegen, konnte ihnen aber auch, wenn es sein musste, in größtem Freimut gegenüberreten. Alle sind Söhne und Töchter des einen Vaters. Ein wahrhaft evangelisches Zeichen in einer streng hierarchisch geordneten Kirche und Gesellschaft. Damals, und vielleicht auch noch heute.

Und dann ist da noch jene andere Maxime aus dem Neuen Testament, die er lebte: Der Mensch kommt vor dem Sabbat und der Geist steht über dem Buchstaben des Gesetzes: Wer z. B. meint, das Leben unseres Bruders Franziskus sei eine einzige strenge Fastenzeit gewesen, der täuscht sich. Franziskus hat gesagt: „Die Brüder sollen sich hüten, sich nach außen hin traurig und wie düstere Heuchler zu zeigen. Sie sollen sich vielmehr als solche zeigen, die sich im Herrn freuen können (vgl. Phil 4,4), heiter und liebenswürdig sind.“ Seine Freude kommt aus einer tiefen Verankerung im Mysterium Gottes. Das schenkt ihm eine große innere Freiheit. So wird folgende Begebenheit vom sonst so strengen Franziskus erzählt: Er war mit seinen ersten Brüdern bei Rivotorto. Das war eine seiner vorläufigen Niederlassungen bei Assisi. In einer Nacht, als alle auf ihren armseligen Pritschen schliefen, schrie einer der Brüder plötzlich erschreckt auf: „Ich sterbe.“ Da wachten alle auf. Franziskus sagte: „Zündet ein Licht an.“ Und: „Wer hat da so laut gerufen?“ Der Bruder meldete sich und sagte zerknirscht: „Ich sterbe vor Hunger.“ Und Franziskus, voller Feingefühl, tadelte ihn nicht, sondern er ließ mitten in der Nacht den Tisch decken. Und damit der Schreihals sich nicht zu schämen brauchte, aßen alle mit ihm zusammen.

Insgesamt kann man bei Franziskus von einer klaren christologischen, ja auch mystischen Grundoption sprechen, die aber nicht im persönlichen Innenraum des Glaubens verbleibt, sondern politische Folgen hatte. Im Rückblick auf sein Leben, in seinem so genannten „Testament“, sagt Franz von Assisi, der Herr selber habe ihn unter die Aussätzigen geführt. Was ihm vorher unerträglich bitter erschien, nämlich „Aussätzige auch nur zu sehen“, erschien ihm fortan wie „Süßigkeit an Leib und Seele“. Es war für ihn eine Glaubensdimension, den armen und gekreuzigten Jesus im Armen und Aussätzigen zu sehen und ihm zu begegnen. Und vergessen wir nicht, dass dies in einer mächtigen, reichen, zum Kreuzzug rufenden Kirche des Mittelalters eine unerhörte Alternative war.

Seine „Karriere“ ist die entschiedene Nachfolge Jesu, der, obwohl er reich war, sich um der Menschen willen arm gemacht hat (vgl. 2 Kor 8,9). Dem theologischen Fundament der Nachfolge - Gott selber ergreift Partei (optiert) für den Menschen, für die an den Rand Gedrängten - entspricht bei Franziskus die Option für die Armen. Der Kuss des Aussätzigen, die Hinwendung zu den Armen, das Leben mit ihnen ist für Franziskus in sich kein karitativer Akt und sozialer Dienst allein. Es handelt sich vielmehr um einen Akt des Glaubens an jenen Gott, der Partei für die Armen ergreift (vgl. Lk 4,18), um einen Ausdruck jener befreienden Liebe, die Gott sogar noch für das geknickte Rohr und den glimmenden Docht hat.

Im Evangelium Jesu und auch bei Franziskus gilt schließlich eine Regel, die heute nicht mehr so bekannt zu sein scheint: Gerade das Kleine, Un-

scheinbare, „Mindere“ hat oft einen großen Auftrag. Das Leise setzt sich auf Dauer durch, nicht das Laute. Wer, wie Franz von Assisi, von der Wirkmächtigkeit und Eigendynamik des Wortes Gottes überzeugt ist, der braucht keinen inflationären Wortschwall, kann sich zugleich der Sprache der Gesten und Symbole bedienen. Franziskus hat seine Brüder ausdrücklich ermahnt, kurz gefasst zu predigen.

Liebe ohne viele Worte

Dagegen bezeichnet A. Poitzik unsere heutigen Kirchen als redselig, ja, als an „Logorrhoe“ leidend: „Wo ist noch Platz für die knappe Andeutung, gar das bedeutungsvolle Schweigen? Wo gibt es noch Orte des Schweigen-Lernens, wo kommt die wortlose Geste noch zu ihrem Recht? Sprachphilosophen und Kommunikationswissenschaftler diagnostizieren Wortentwertung durch Wortinflation.“ Und weiter: „Letztlich scheint sich kirchliche Redseligkeit zu einem Gutteil aus dem tief erschütterten Vertrauen in die Wirkmächtigkeit und Plausibilität, in die Attraktivität und Eigendynamik der eigenen Botschaft, der tradierten Worte und Wortsymbole und großen Erzählungen zu erklären. Liegt hier nicht auch die Ursache der vielfach beklagten Dominanz des Disziplinären und Doktrinären innerkirchlicher Verlautbarungen?“ (A. Foitzik, Redselige Kirche, in: Herder-Korrespondenz 52/ 1998, 379-381.)

Ich meine, diese Botschaft tut gut inmitten des globalen Marktplatzes mit seiner Logik der Unerbittlichkeit und Unbarmherzigkeit. Mitten im Glamour und auch Lärm unserer Informations- und Talkgesellschaft, wo die leisen Töne leicht als Zeichen von Schwäche ausgelegt werden können, während sie doch vielleicht die Signale der Liebenden und der Solidarischen sind. Und lebt unsere Welt nicht im Letzten auch von solchen Diensten, die nach den Gesetzen des Marktes nicht als marktfähig gelten? Ich denke vor allem an Dienste in der Begleitung von Menschen mit einer lebenslangen körperlichen und geistigen Behinderung, von Drogenabhängigen, von Obdachlosen. Nicht marktfähig bedeutet, dass die dabei zu leistende Arbeit Anforderungen stellt wie Geduld, Langsamkeit, Behutsamkeit, die anscheinend jenseits der Marktlogik liegen. Doch es gibt noch Menschen, die sich solchen Anforderungen stellen, obwohl darin eine Haltung zum Ausdruck kommt, die nicht dem Zeitgeist entspricht. Die Sanftmütigen werden das Reich besitzen. Das ist eine schwierige, aber doch nicht gänzlich unverständliche Botschaft in unserer Welt, in unseren Kirchen.

Heute wie damals kann Franziskus - wie andere Männer und Frauen - uns zeigen, wie das Evangelium unter den Menschen Gestalt annehmen sollte. Als Botschaft von einem Gott der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der Befreiung und der Liebe. Diese Botschaft brauchen wir, sonst nehmen die Opfer des Molochs Markt Überhand.

Zunächst scheint mir eine neue ganzheitliche spirituelle Grundausrichtung unserer Gemeinden und Kirchen vonnöten zu sein. Management und Fassadenreparaturen genügen nicht, wir brauchen Augen und Ohren und Herzen, die offen sind für das Walten des Geistes, offen für neue Wege, die sich auftun, offen für das Ziel: das Reich Gottes, seinen Frieden und seine Gerechtigkeit für alle Menschen. Antoine de Saint-Exupéry erinnert auf seine Weise daran: „Wenn du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Leute zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu verteilen und die Arbeit einzuteilen, sondern wecke in ihnen die Sehnsucht nach dem endlosen weiten Meer.“ Also: Ziele benennen, Richtungen angeben (ohne jede Wegbiegung vorschreiben zu können und zu dürfen), kräftige Nahrung mit auf den Weg geben - das ist der Grundauftrag einer Kirche, die Mut macht. Es geht um Verkündigungsdienst, aber auch intelligente Bewusstseinsbildung, ja, um richtig verstandene Prophetie. Es gilt, Linien und Horizonte aufzuzeigen, lokal und universal. Denn es kann doch nicht hingenommen werden, dass lebenswerte Utopien in Kirche und Gesellschaft nicht nur als entbehrlich, sondern in einem auf bloße Bewahrung des Status quo bedachten Umfeld sogar als störend empfunden werden.

Konturen einer neuen Welt, einer solidarischen Gesellschaft, einer geschwisterlichen Kirche müssen durch die Praxis unserer missionarischen Gemeinden und durch die verschiedenen weltkirchlichen Dienste sichtbar werden. Wir müssen den Menschen anderswo und auch bei uns Mut zum Leben und zum Glauben machen, sonst ist unsere Existenz überflüssig. Es geht darum, ständig das „Mehr“ an Gerechtigkeit, Frieden und Solidarität anzumahnen und einzuklagen, das wir in der Person Jesu erkennen. Das Evangelium kann die Erde verwandeln. Es kann auch heute noch all jene begeistern, die nicht daran glauben wollen, dass das Gesetz vor dem Evangelium, der Tod vor dem Leben kommt, dass Menschen um Leben, Würde, Hoffnung und Freiheit betrogen werden, sondern vielmehr daran, dass der christliche Gott das Leben und die Freiheit liebt! Einer solchen Kirche und einer Evangelisierung verpflichtet zu sein, die dem Leben dient, wird für viele immer eine lohnende Aufgabe bleiben, auch für junge Menschen, trotz allem.

„Bau meine Kirche wieder auf“

Indem Franziskus den Aussätzigen umarmt, begibt er sich aus der bürgerlichen Mitte an den Rand der Gesellschaft, vom Zentrum der Stadt Assisi an ihre Peripherie. Die mittelalterliche Stadt war im Allgemeinen konzentrisch angelegt. Im Zentrum wohnten die Reichen und Mächtigen, die *maiores*. Je weiter man sich vom Zentrum entfernte, desto mehr wurde man Teil der *minores*. Am Rande wohnten die Bettler. Und ganz an der Peri-

perie, ohne jede Beziehung zum damaligen Sozialgefüge „Stadt“, lebten die Aussätzigen, die völlig Ausgegrenzten. Dorthin ging Franziskus. Er ließ die gesellschaftlichen Prioritäten der *maiores* hinter sich. Er ging an den Rand und wollte, dass seine Brüder als „Mindere Brüder“ (*fratres minores*) für alle Zeit selber am Rand zu finden seien.



Für das franziskanische Kirchenverständnis - wenn man ein solches unbescheiden in Anspruch nehmen darf - ist die Erfahrung der Peripherie ebenfalls Wichtig. Ganz am Rand der Stadt in Umbrien steht ja bis heute San Damiano, das Kirchlein, das Franziskus als erstes mit seinen eigenen Händen vor dem Verfall retten wollte. Er hatte ja vor dem Kreuz eine Stimme gehört, die gesagt hatte: „Geh hin, bau meine Kirche wieder auf, denn die ist arg zerfallen.“ Er machte sich, nach unseren Kriterien sehr naiv, an die Reparatur mehrerer verfallener Kapellchen im Feld. Doch dann erfasste er den tieferen Sinn des Auftrags, nämlich, dass er der Kirche von innen her eine neue Leuchtkraft schenken sollte, Freude am Wort Gottes und an der Predigt, die Jesus Christus zum Mittelpunkt hat. Weiter die Kirche an Haupt und Gliedern daran zu erinnern, dass sie nicht Reichtum anhäufen darf, keine Kreuzzüge führen soll und als wichtigstes Medium evangelischer Glaubwürdigkeit und missionarischer Ausstrahlung die Armut leben sollte. Franziskus erinnert die Kirche bis heute daran, dass sie sich in einer Haltung der ständigen Umkehr zum Evangelium Jesu von der Mitte an den Rand der Gesellschaft, vom Zentrum an die Peripherie begeben muss.

Franziskus hat nun auch gesagt: „Die Brüder sollen katholisch sein, katholisch leben und katholisch reden ...“ Interessant ist: „Katholisch“ ist bei ihm nicht in erster Linie eine Konfessionsbezeichnung. Sicher fordert er Treue gegenüber der konkreten Kirche ein, in deutlicher Abgrenzung gegen die damals aufkommenden Bewegungen, z. B. der Katharer und Albigenser. Nicht kritiklos, immer aber in der Überzeugung, dass jeder mit der Kritik bei sich selber anfangen muss. Er ist überzeugt, dass auch in der unvollkommenen und entstellten Gestalt von Kirche Jesus selber anwesend ist. Zum anderen bedeutet „katholisch“ für Franziskus weltweit, eben ökumenisch. Seine Gemeinschaft ist, wie die Kirche selbst, nicht an eine Sprache oder Kultur gebunden. Er schickte und schickt bis heute seine Brüder

und Schwestern in die ganze Welt, unter die anderen Religionen, unter die Armen. Alle sind mitverantwortlich für den großen Auftrag, den auferstandenen Herrn „aller Kreatur“ zu verkünden, das Bild - die Utopie? - einer dienenden und armen Kirche Wirklichkeit werden zu lassen.

„Geh hin und stelle mein Haus wieder her“, das ist ein bleibender Auftrag, der in den jeweiligen geschichtlichen und kulturellen Kontext zu übersetzen ist. Er bedeutet heute wie damals nicht zuerst das Hantieren mit Steinen und Mörtel, sondern die ständige Erneuerung der Kirche aus dem Zentrum, d. h. aus der Begegnung mit dem lebendigen Herrn und seinem Evangelium vom Leben und von der Freiheit.

Es bedeutet für mich heute auch Aufbau und Erneuerung der Kirche weltweit - d.h. Evangelisierung in allen Kulturen, nicht nur den europäischen, im dankbaren und zugleich kritischen Blick auf das Vergangene, mit offenen Augen und mit einem zur Bekehrung offenen Herzen. Wir sehen schließlich, dass der Auftrag des Herrn auch das Haus einer strukturell ungerechten und friedlosen Welt betreffen kann. Wir brauchen Zeugen und Zeuginnen für Versöhnung, Werkzeuge des Friedens, Anwälte der ausgebeuteten Schöpfung.

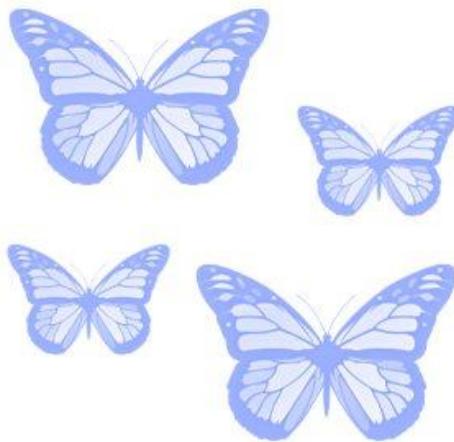
Aber nochmals: Dieses Engagement, das wir mit vielen anderen teilen, ergibt sich für den Christen aus der Mitte des Glaubens. Der arme Jesus war für Franziskus das Zeichen Gottes in dieser Welt und der Arme und Aussätzigte war für ihn ein sichtbares Zeichen Jesu und zugleich ein Prophet des kommenden Reiches. Der bis heute gültige Grundauftrag der Kirche ist es also, besonders im heute notwendigen Weltmaßstab, unerschrocken und vorn langen Atem der Hoffnung getragen von jenem Gott zu sprechen, der Leben schafft und Leben für alle will. Um das zu können, bedarf es nicht nur politischer und sozialer Programme, sondern vor allem der eigenen Begegnung mit dem Herrn. Das lehrt mich Franziskus. Gott ist für ihn keine Wirklichkeit, die entfremdet, sondern eine Kraft, die heilt und aufbaut, die Beziehungen stiftet und Leben und Hoffnung vermitteln kann.

Dinosaurier oder Schmetterling sein!

Alle Kirchen und Gemeinden, zumindest in unserem säkularisierten Europa, stehen vor der schwierigen Aufgabe, das weiterzugeben, was sie selbst erhalten haben: die gute Nachricht von einem Gott, der das Leben liebt; die Freude an der Gemeinschaft derer, die den Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen teilen; die Verheißung der Gerechtigkeit für alle ohne Unterschied; die Kraft zu dauerhaftem Engagement für das Leben der Welt. J. Moltmann hat mit Blick auf die heutige Theologie gesagt: „Sie erschöpft sich nicht in der Sanierung historischer Altbauten, sondern besteht in einer neuen Architektur für diese gefährdete moderne

Welt, in der Erinnerung an das Reich Gottes und in Antizipation der Neuschöpfung aller Dinge.“

Das neo-liberale System der Weltgesellschaft ist das Projekt falscher säkularer Propheten, das Wohlstand für alle verspricht, aber dabei nicht wahrhaben will, dass die Mehrheit der Menschen dadurch an Lebenschancen verliert. Es gibt ein interessantes Buch eines Sozialwissenschaftlers, der im Blick auf die heutige Wirtschaftsentwicklung vom „Dominanz-Wahn“ der „mentalen Dinosaurier“ spricht. (G. Guntern, Im Zeichen des Schmetterlings. Leadership in der Metamorphose, Bern 1992.) Die Dinosaurier seien wegen ihres kolossalen Gewichtes und zugleich wegen minimaler Intelligenz in der Eiszeit untergegangen. Sie konnten sich einfach nicht genügend auf die globalen atmosphärischen Veränderungen auf der Erde und im Kosmos einstellen. Demgegenüber stehe das ermutigende Beispiel der Schmetterlinge: Sie entwickeln sich mit einem Minimum an Volumen und Gewicht und mit einem Maximum an kreativer, ökologisch orientierter Intelligenz - und das heißt auch mit ständiger Bereitschaft zur Veränderung! - vom Ei zur Raupe, zum Kokon, zum farbigen Schmetterling. Der Schmetterling hat sich dank seiner Fähigkeit zur Anpassung als wahrer Lebenskünstler erwiesen. Alle Veränderungen der Biosphäre hat er überlebt und er hat dabei auch seine Identität gewahrt. Die Moral von der Geschichte: Dinosaurier sind kein Modell für Leben und Überleben und für einen sinnvollen Dienst an der globalisierten Welt. Das wahre Modell der Zukunft ist der Schmetterling mit seinen Prinzipien der Leichtigkeit, Flexibilität, Sparsamkeit, Bescheidenheit und Kreativität. Kirche - ein Schwarm bunter Schmetterlinge?



Unsere Welt braucht Menschen, Männer und Frauen, Gemeinden und christliche Gemeinschaften, die der Hoffnung ein Gesicht geben. Menschen, die von Franz von Assisi das übernehmen, was für unsere Kirchen heute heilsam sein dürfte:

- gern auf Eseln reiten wie Jesus, nie auf hohem Ross,
- spontan sein, aber nicht verletzend,
- begeistert sein, aber nicht leichtsinnig,
- radikal sein, aber nicht fanatisch,
- konsequent bleiben, doch nicht rechthaberisch,
- leidenschaftlich, aber nicht ungeduldig leben,
- originell sein, doch nicht naiv,
- einladend, aber nicht aufdringlich reden und predigen,
- zur Umkehr rufen, aber niemanden verurteilen.

Gegen vieles, was sich christlich nennt, setzt Franziskus als Alternative das Evangelium. Gegen die felsenfesten Überzeugungen, gewisse Gruppen von Menschen seien auszugliedern und fern zu halten, setzt er die Zärtlichkeit der persönlichen Zuwendung und die Kraft entschlossener Solidarität. Gegen die angeblich festgeschriebenen und unaufhebbaren Gegensätze zwischen Klerikern und Laien, Männern und Frauen, Christen und Andersgläubigen setzt er die Haltung der Geschwisterlichkeit unter dem einen Herrn und der gemeinsamen Suche nach dem, was dem Leben dient. Gegen eine auf Stände und Privilegien gegründete reiche Kirche und ihre Beteiligung an den Kreuzzügen setzt er die Armut und die Entrüstung im Namen der Bergpredigt. Gegen das, was wir heute Besitzstandswahrung durch wenige nennen würden, setzte er die Einladung zum Teilen dessen, was allen gehört.

Hermann Schalück OFM

Ansprache von Papst Franziskus vor den Teilnehmern am Welttreffen der Sozialen Bewegungen⁴

... Solidarität ist ein Wort, das nicht immer gut ankommt, ja, ich würde sagen, dass wir es manchmal sogar zu einem unanständigen Wort gemacht haben, das man nicht sagen darf. Aber es ist ein Wort, das viel mehr meint als einige sporadische großherzige Gesten. Es meint, dass man denkt und handelt im Sinne von Gemeinschaft, dass das Leben aller wichtiger ist als die Güteranhäufung einiger weniger. [Solidarität] meint auch, die strukturellen Ursachen von Armut und Ungleichheit zu bekämpfen, wenn Arbeitsplätze fehlen, Land oder Wohnraum nicht zur Verfügung stehen, wenn Sozial- und Arbeitsrechte vorenthalten werden. [Solidarität meint], sich zu konfrontieren mit den zerstörerischen Auswirkungen des Imperiums des Geldes: Zwangsumsiedlungen, leidvolle Migration, Menschenhandel, Drogen, Krieg, Gewalt und all jene Realitäten, unter denen

viele von euch leiden und die zu ändern wir alle aufgerufen sind. Solidarität, in ihrer tiefsten Bedeutung, meint eine bestimmte Art, Geschichte zu gestalten. ...

Man kann den Skandal der Armut nicht bekämpfen, indem man Besänftigungsstrategien entwickelt, die nur beruhigen und die Armen zu domestizierten, harmlosen Kreaturen machen sollen. Wie traurig ist es zu sehen, wenn mit angeblich altruistischen Taten die anderen zur Passivität verleitet werden, oder schlimmer, wenn sich dahinter Geschäfts- oder Privatinteressen verbergen. Solche Menschen würde Jesus Heuchler nennen. Wie schön ist es dagegen, wenn wir sehen, wie ganze Völker, vor allem ihre ärmsten Angehörigen und die Jugendlichen sich in Bewegung setzen. Ja, da spürt man den Wind der Verheißung, der die Hoffnung auf eine bessere Welt wieder aufleben lässt. Dieser Wind soll zu einem Sturm der Hoffnung werden. Das ist mein Wunsch.

Unser Treffen heute entspricht einem ganz bestimmten Verlangen nach etwas, das jeder Vater und jede Mutter für ihre Kinder wollen; ein Verlangen nach etwas, das für alle zu Verfügung stehen müsste, das wir aber leider heute für die allermeisten in immer weitere Ferne rücken sehen: Landbesitz, ein Dach über dem Kopf und Arbeit („**tierra, techo y trabajo**“). Es ist befremdlich: Wenn ich als Papst davon spreche, heißt das für einige, dass der Papst ein Kommunist ist.

Die andere Dimension dieses bereits globalen Prozesses ist der Hunger. Wenn Finanzspekulationen den Preis von Lebensmitteln bestimmen, weil sie Lebensmittel als Waren behandeln, hungern Millionen von Menschen und sterben daran. Außerdem werden Tonnen von Lebensmitteln weggeworfen. Das ist wirklich ein Skandal. Hunger ist ein Verbrechen. Ernährung ist ein unveräußerliches Menschenrecht. Ich weiß, dass einige von euch eine Landreform fordern, um wenigstens das ein oder andere dieser Probleme zu lösen. Lasst mich Euch sagen, dass in bestimmten Ländern – und hier zitiere ich das Kompendium der Soziallehre der Kirche – „die Landreform nicht nur zu einer politischen Notwendigkeit, sondern zu einer moralischen Verpflichtung [wird]“ (Kompendium der Soziallehre der Kirche, 300).

Das sage also nicht nur ich allein, das steht im Kompendium der Soziallehre der Kirche. Setzt Euch also bitte weiterhin für die Würde der ländlichen Familie ein, für das Wasser, für das Leben und dafür, dass allen die Früchte der Erde zugute kommen.

Zweitens **das Dach über dem Kopf (techo)**. Ich habe es bereits gesagt und wiederhole es noch einmal: für jede Familie eine eigene Wohnung. Wir dürfen nie aus dem Blick verlieren, dass Jesus in einem Stall geboren wurde, weil in der Herberge kein Platz war, dass seine Familie ihr Heim verlassen und nach Ägypten fliehen musste, weil sie von Herodes verfolgt

wurde. Heute gibt es so viele obdachlose Familien, entweder haben sie nie eine Wohnung gehabt, oder sie haben sie aus verschiedenen Gründen verloren. Familie geht nicht ohne Wohnung. Aber damit das Dach über dem Kopf ein Heim werden kann, braucht es auch eine Gemeinschaftsdimension, nämlich die Nachbarschaft ... und es ist eben die Nachbarschaft, von der aus man beginnt, an der großen Familie der Menschheit mitzubauen, vom unmittelbaren Zusammenleben mit den Nachbarn ausgehend. Heute leben wir in riesigen Städten, die sich modern, stolz und sogar arrogant geben. In Städten, die Wohlstand und zahllose Vergnügungen für eine wohlhabende Minderheit ... Aber tausenden von Nachbarn und Geschwistern, sogar Kindern, verweigert man das Dach über dem Kopf. Man bezeichnet sie elegant als „Menschen auf der Straße“. Es ist schon komisch, wie Beschönigung und Bagatellisierung durch Euphemismen in der Welt der Ungerechtigkeit überhand nehmen. Man redet nicht in eindeutigen klaren Worten, sondern sucht nach beschönigenden Umschreibungen. Ein Mensch, ein abgesonderter Mensch, ein außen vor gehaltener Mensch, ein Mensch, der unter Elend und Hunger leidet, wird also als „Mensch auf der Straße“ bezeichnet – eine elegante Lösung, nicht wahr? Sucht stets hinter jedem Euphemismus das Verbrechen, das sich dahinter verbirgt – im Einzelfall mag ich mich irren, aber im Allgemeinen ist es so, dass hinter einem Euphemismus ein Verbrechen steckt.

Wir leben in Städten, die Türme, Einkaufszentren bauen und Immobiliengeschäfte betreiben ... aber einen Teil von sich selbst an den Rändern, an den Peripherien aufgeben. Wie weh tut es, wenn man hört, dass Armensiedlungen marginalisiert werden oder – noch schlimmer – dem Erdboden gleich gemacht werden sollen! Die Bilder von Zwangsräumungen, von Bulldozern, die kleine Häuschen niedermachen, sind so grausam wie Kriegsbilder. Und das sieht man heutzutage.

Ihr wisst, dass in den Armenvierteln, wo viele von euch wohnen, Werte überleben, die in den Wohngegenden der Neureichen längst vergessen sind. Die Siedlungen sind mit einer reichen Volkskultur gesegnet. Der öffentliche Raum ist nicht nur ein Transitraum, sondern Erweiterung des Heims, ein Ort, an dem man Kontakte mit den Nachbarn knüpft. Wie schön sind die Städte, die das krankmachende Misstrauen hinter sich gelassen haben, die verschiedensten Menschen zusammenführen und aus dieser Integration einen neuen Entwicklungsfaktor machen. Wie schön sind die Städte, die auch in ihrer architektonischen Gestaltung viel Raum lassen, in denen es möglich ist, Verbindungen zueinander aufzubauen, in Beziehung zu treten, die Anerkennung der Anderen voranzubringen. Daher keine Marginalisierung und keine Beseitigung von Siedlungen: Die städtische Integration muss vorangebracht werden. Dieses Wort Integration muss ab sofort das Wort Beseitigung ersetzen. Aber auch jene Projek-

te, die scheinbar die Armensiedlungen verschönern, die Peripherien ordentlicher gestalten sollen und die gesellschaftlichen Wundmale verdecken statt sie zu heilen, müssen ersetzt werden durch die Förderung einer echten, vom Respekt geprägten Integration. Häufig haben wir es hier mit einer Art architektonischen Makeup's zu tun, richtig? Jedenfalls geht es in diese Richtung. Lasst uns dafür arbeiten, dass alle Familien ein Zuhause und dass alle Stadtviertel eine ausreichende Infrastruktur haben (Abwasserkanäle, Strom, Gas, Asphalt) und natürlich: Schulen, Krankenhäuser oder Erste-Hilfe-Zentren, Sportverein und alles, was Verbindung schafft und zusammenführt, ebenso Zugang zu Gesundheit, Bildung und Sicherheit des Besitzes.

Drittens **Arbeit (trabajo)**. Es gibt keine schlimmere materielle Armut – ich fühle mich dazu gedrängt, es noch einmal zu wiederholen – es gibt keine schlimmere materielle Armut als die, sich das tägliche Brot nicht zu verdienen und der Würde der Arbeit beraubt zu sein. Jugendarbeitslosigkeit, informelle Beschäftigungen und fehlende Arbeitnehmerrechte sind nicht unvermeidlich, sie ergeben sich aus einer zuvor getroffenen gesellschaftlichen Option, aus einem Wirtschaftssystem, das den Profit über den Menschen stellt, und wenn es um wirtschaftlichen Profit geht, sogar über Menschheit bzw. über den Menschen. Hier sehen wir die Auswirkungen einer Wegwerf-Kultur, die den Menschen selbst als Konsumgut betrachtet, das benutzt und dann weggeworfen werden kann.

Heute fügt man dem Phänomen der Ausbeutung und Unterdrückung eine neue Dimension hinzu, einen anschaulichen harten Gradmesser für das gesellschaftliche Unrecht: alle, die nicht integriert werden können, die Ausgeschlossenen sind „Überflüssige“, sind Abfall. Das ist die Wegwerf-Kultur. Darüber möchte ich noch etwas mehr sagen, als ich hier aufgeschrieben habe, das mir jedoch gerade in den Sinn kommt. So etwas geschieht, wenn das Geld wie ein Gott im Zentrum eines Wirtschaftssystems steht, und nicht der Mensch, die menschliche Person. Ja, im Zentrum jedes gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Systems muss der Mensch stehen, Gottes Ebenbild, dazu geschaffen dem Universum einen Namen zu geben. Wenn der Mensch an die Seite gerückt und die Gottheit Geld an seine Stelle gesetzt wird, geschieht diese Umwertung aller Werte.

... Und im Hinblick auf das Wegwerfen, müssen wir auch aufmerksamer werden auf das, was in unserer Gesellschaft geschieht. Ich wiederhole hier, was ich bereits in *Evangelii Gaudium* gesagt habe. Heutzutage werden Kinder verworfen, denn die Geburtenrate in vielen Ländern der Welt ist zurückgegangen; Kinder werden verworfen, weil man keine Nahrungsmittel hat, bzw. vor der Geburt getötet. Wegwerf-Kinder.

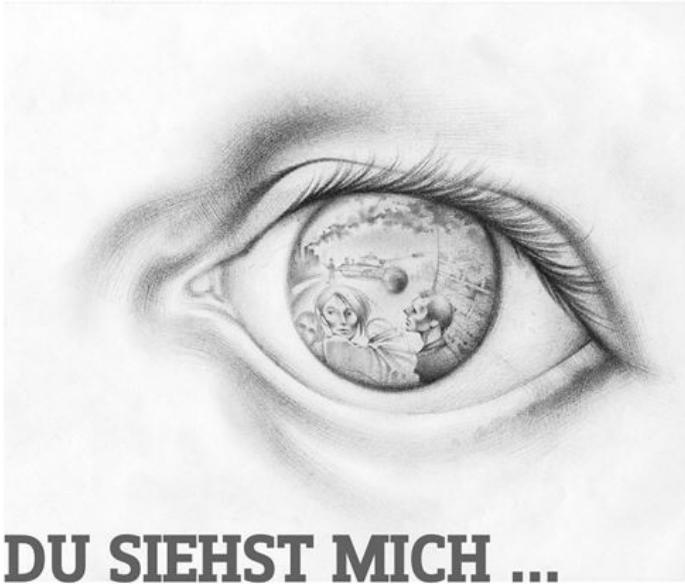
Die älteren Menschen werden verworfen, weil sie zu nichts mehr nütze sind, weil sie nicht produzieren. Weder Kinder noch Alte sind produktiv,

dann kann man sie mit mehr oder weniger ausgeklügelten Systemen langsam sich selbst überlassen. Und weil man in der jetzigen Krise wieder ein gewisses Gleichgewicht herstellen will, erleben wir einen dritten schmerzlichen Verwerfungsprozess: das Verwerfen der Jugendlichen. Millionen junger Menschen ... werden aus der Arbeitswelt herausgeworfen, sind arbeitslos. ...

... Bei diesem Treffen habt ihr auch über Frieden und Ökologie gesprochen. Das liegt in der Logik: Man kann kein Land besitzen, man kann kein Dach über dem Kopf haben, man kann keine Arbeit haben, wenn wir keinen Frieden haben und wenn wir den Planeten zerstören. Diese wichtigen Themen müssen die Völker und ihre Basisorganisationen dringlich diskutieren. Sie dürfen nicht allein von den politischen Führungskräften behandelt werden. Alle Völker der Erde, alle Männer und Frauen guten Willens, alle müssen wir zum Schutz dieser beiden kostbaren Gaben unsere Stimmen erheben, für Frieden und für die Natur, bzw. – wie Franz von Assisi sie nennt – für die Schwester Mutter Erde. ... Die Schöpfung ist kein Eigentum, über das wir nach eigenem Gutdünken verfügen können. Und schon gar nicht ist sie das Privateigentum einiger weniger. Die Schöpfung ist eine Gabe, ein Geschenk, ein wunderbares Geschenk, das Gott uns gegeben hat, damit wir uns darum kümmern und es immer mit Respekt und Dankbarkeit zum Wohle aller nutzen. ...

Ich weiß, dass unter euch Menschen verschiedener Religionen, Funktionen, Ideen, Kulturen, Länder, Kontinente sind. Heute praktiziert ihr alle hier die Kultur der Begegnung, die so anders ist als Fremdenfeindlichkeit, Diskriminierung und Intoleranz, die wir so oft erleben. Unter den Ausgeschlossenen findet man diese Begegnung der Kulturen, wo das Gemeinsame das je Besondere nicht zunichte macht. Deshalb mag ich das Bild des Polyeders so sehr, die geometrische Figur mit vielen verschiedenen Gesichtern. Der Polyeder spiegelt das Zusammenspiel aller jeweiligen Besonderheiten, da sie in ihm ihre Originalität bewahren. Nichts wird aufgelöst, nichts geht verloren, nichts wird beherrscht, alles wird integriert, alles integriert. Heute geht es euch auch um die Synthese zwischen dem Lokalen und dem Globalen. Ich weiß, dass ihr Tag für Tag in eurer nahen Umgebung, an konkreten Aufgaben, auf eurem Landgebiet, in eurem Stadtviertel, an eurem Arbeitsplatz an dieser Synthese arbeitet. Ich möchte euch dazu auch ermutigen, dass ihr weiter an dieser großen Perspektive arbeitet, damit unsere Träume hochfliegen und das Ganze umfassen.

Übersetzung aus dem Spanischen: Norbert Arntz, ITP, Münster



... und ich möchte nicht die Augen verschließen vor denen,
die im Dunkeln leben müssen.

Ansprache von Papst Franziskus an die Teilnehmer an der Konferenz zum 50. Jahrestag von "Populorum Progressio"⁵

Was bedeutet heute oder in naher Zukunft integrale, „ganzheitliche Entwicklung“, das heißt Entwicklung jedes Menschen und des ganzen Menschen? ... Sehen wir uns gemeinsam einige Aspekte an.

Es geht darum, die verschiedenen Völker der Erde zu integrieren. Die Pflicht zur Solidarität verlangt von uns, gerechte Modalitäten des Teilens zu suchen, damit es diese dramatische Ungleichheit nicht gibt zwischen dem, der zuviel, und dem der nichts hat, zwischen dem, der ausgrenzt, und dem, der ausgegrenzt wird. Nur der Weg der Integration zwischen den Völkern ermöglicht der Menschheit eine Zukunft des Friedens und der Hoffnung.

Es geht darum, umsetzbare Modelle sozialer Integration anzubieten. Alle können zum Ganzen der Gesellschaft einen Beitrag leisten. Jeder hat eine Besonderheit, die dem Zusammenleben dienen kann. Niemand ist ausgeschlossen, etwas zum Wohl aller beizutragen. Das ist zur gleichen Zeit Recht und Pflicht. Das Subsidiaritätsprinzip gewährleistet die Notwendigkeit des Beitrags aller, sowohl als Einzelpersonen als auch als Gruppen,

wenn wir ein für alle offenes, menschliches Zusammenleben herstellen wollen.

Es geht außerdem darum, all jene Elemente in die Entwicklung zu integrieren, die zu einem wirklichen Fortschritt gehören: Wirtschaft, Finanz, Arbeit, Kultur, Familienleben, Religion sind jeder auf seine Weise ein unverzichtbarer Aspekt dieses Wachstums. Kein Aspekt kann verabsolutiert werden und keiner kann ausgeschlossen werden aus einer Sichtweise der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen heraus, die nämlich berücksichtigt, dass das menschliche Leben wie ein Orchester ist, das gut klingt, wenn die verschiedenen Instrumente aufeinander abgestimmt sind und alle derselben gemeinsamen Partitur folgen.

Weiter geht es darum, die individuelle und die gemeinschaftliche Dimension zu integrieren. Unbestreitbar sind wir zumindest in der westlichen Welt Kinder einer Kultur, die das Individuum verherrlicht hat, bis es quasi zu einer Insel geworden ist, so als könne man allein glücklich werden. Auf der anderen Seite fehlt es nicht an ideologischen Sichtweisen und politischen Mächten, die die Person unterdrückt, sie zur Masse vereinheitlicht und sie jener Freiheit beraubt haben, ohne die der Mensch sich nicht mehr als Mensch fühlt. An dieser Vermassung sind auch wirtschaftliche Kräfte interessiert, die die Globalisierung ausnutzen wollen, bloß um einen globalen Markt durchzusetzen, dessen Regeln sie selbst diktieren und von dem sie profitieren, anstatt ein vermehrtes Teilen unter den Menschen zu fördern. Das Ich und die Gemeinschaft sind keine Konkurrenten, vielmehr kann das Ich nur reifen, wenn es authentische zwischenmenschliche Beziehungen gibt, und die Gemeinschaft ist nur produktiv, wenn dies alle sind und jedes einzelne Glied es ist. Dies gilt umso mehr für die Familie, die Grundzelle der Gesellschaft, in der man das Zusammenleben erlernt. Und schließlich geht es darum, Leib und Seele zu integrieren. Bereits Paul VI. schrieb, dass die Entwicklung sich nicht auf bloßes wirtschaftliches Wachstum beschränkt (vgl. Nr. 14). Entwicklung besteht nicht darin, für ein rein materielles Wohlergehen über immer mehr Güter verfügen zu können. Leib und Seele zu integrieren bedeutet auch, dass keine Entwicklungsarbeit wirklich ihr Ziel erreichen kann, wenn sie nicht jenen Ort respektiert, in dem Gott uns gegenwärtig ist und zu unserem Herzen spricht. Gott hat sich in Jesus Christus ganz geoffenbart: in ihm sind Gott und Mensch nicht geteilt und voneinander getrennt. Gott ist Mensch geworden, um aus dem menschlichen Leben, sowohl dem persönlichen als auch dem gemeinschaftlichen, einen konkreten Weg des Heils zu machen. So weist die Offenbarung Gottes in Christus – einschließlich seiner Gesten der Heilung, der Befreiung, der Versöhnung, die wir den vielen Verwundeten am Straßenrand heute neu anbieten müssen – den Weg und die Weise des Dienstes, den die Kirche der Welt anbieten möchte: In seinem

Licht wird verständlich, was "ganzheitliche" Entwicklung bedeutet, die weder Gott noch dem Menschen unrecht tut, weil sie das Wesen beider ganz annimmt.

In dieser Hinsicht ist gerade der im Christentum entstandene und herangereifte Begriff „Person“ eine Hilfe, die ganzheitliche menschliche Entwicklung zu erreichen. Denn „Person“ bedeutet immer Beziehung, nicht Individualismus, bejaht Inklusion und nicht Ausschluss, bejaht die einzigartige, unverletzliche Würde und nicht die Ausbeutung, bejaht die Freiheit und nicht den Zwang. Die Kirche wird nicht müde, der Welt diese Weisheit und ihr Wirken anzubieten, im Bewusstsein, dass die ganzheitliche Entwicklung der Weg des Guten ist, den die Menschheitsfamilie gehen muss.



MITBAUEN AN EINER ANSEHNlichen KIRCHE

Kirche heißt gegenseitige Liebe⁶

Das Kirchenbild hängt vom Christusbild ab. Die Sicht und die Erfahrung Christi in den Jahrhunderten wechseln, da keine Zeit je „den unergründlichen Reichtum Christi“ (Eph 3,8) ausschöpfen und „die Breite und Länge und Höhe und Tiefe“ erfassen kann. Es werden in jedem Jahrhundert neue Akzente in der Christusfrömmigkeit gesetzt, die aus den Zeitströmungen und den Erfahrungen von Völkern und Kulturen stammen, sich in

Literatur und Kunst verleblichen und die Geschichte der christlichen Spiritualität so abwechslungsreich, ja oft dramatisch machen. Im Laufe der Zeit hat sich ein Gerippe an festen Glaubensformulierungen herausgebildet, wie etwa die unumstößliche Formel von Chalkedon „Ganz Gott - ganz Mensch“. Aber dieses Gerippe wird immer wieder von jeder Zeit neu mit Fleisch umkleidet, und damit „inkarniert“ sich Christus in jede Zeit hinein zu einer immer neuen Parusie (Wiederkunft).

Es liegt auf der Hand, dass sich mit dem wechselnden Christusbild auch das Kirchenbild in einer ständigen zeitgemäßen Umwandlung befindet. Die letzte Generation hat das an sich erfahren: das Kirchenbild etwa von Gertrud von le Fort vor ungefähr vierzig Jahren - strahlend, geheimnisvoll, himmlisch, schön und entrückt - und das heute weitverbreitete Kirchenbild, etwa in der Sicht lateinamerikanischer christlicher Dichter: irdisch-greifbar, schlicht, menschlich, wie die Palmstrohütte einer Favela, in der die Eucharistie gefeiert wird.

So wird man erwarten dürfen, dass das franziskanisch Bild der Kirche vom franziskanischen Christusbild geprägt wird, dessen Mittelpunkt der „Christus für uns“ ist. Wenn Jesus der Mensch ist, der ganz für Gott und ganz für die Menschen da ist, dann muss die Kirche diese Intention Christi in die jeweilige Zeit hineinleben.

Für gewöhnlich wird, wenn von der Kirchenfrömmigkeit des Franziskus die Rede ist, seine Stellung zur Hierarchie, insbesondere zur römischen Kurie beschrieben. Das ist wichtig, weil man seit dem berühmten Franziskusbuch des Paul Sabatier vor achtzig Jahren mit einer gewissen Süffisanz das „Drama“ der Auseinandersetzung zwischen Franziskus und päpstlicher Kurie, bei dem Franziskus unterlag, immer wieder glaubte darstellen zu müssen. Man weiß heute, dass dieses Drama nicht stattgefunden hat. Es gab keinen Kampf im Sinne eines Konfliktes, also auch keine Niederlage.

Mir scheint, es ist wichtiger, zunächst das Anliegen einer in Christus geeinten Gemeinschaft zu erläutern, das seinen Niederschlag in der von Franziskus inspirierten Idee der Ordensgemeinschaft fand. Selbstverständlich kann man den Orden nicht mit der Kirche identifizieren. Aber Grundvorstellungen des Ordensgründers von Gemeinschaft erläutern wie in einem Kontext sein Kirchenverständnis. Es geht hier nicht so sehr um das wenige, was Franziskus über die Kirche gesagt hat, sondern darum, wie er Kirche gelebt hat. Man könnte seine Grundvorstellungen so formulieren:

1. Kirche ist geeinte Gemeinschaft der an Christus Glaubenden und mit ihm und aus ihm Lebenden. Franziskus sieht nicht zuerst Organisation und Struktur, sondern die Nachfolge auf den Fußspuren Christi in Geist und Leben.

2. „Kirche heißt gegenseitige Liebe“, wie Bonaventura es formuliert. Der Kern der Gemeinschaft der Kirche ist die in Christus greifbare Liebe Gottes zu uns, die uns befähigt, die anderen zu lieben: *„Liebt einander; wie ich Euch geliebt habe, so sollt auch Ihr einander lieben“* (Joh 13,34).

3. Kirche als gegenseitige Liebe heißt dienen: für Franziskus gilt nicht der Anspruch auf Macht, Herkunft, Bildung, Reichtum, sondern der Dienst aus dem Geist der Fußwaschung. Deutlich bejaht er das Oberenamt, und er schärft mit Nachdruck Gehorsam ein, aber dieses Amt ist kein Anspruch, es ist nicht Besitz auf Lebenszeit, der Obere ist gewählt und beauftragt von der Gemeinschaft. Der Dienstcharakter des Amtes kommt zum Ausdruck in seiner zeitlichen Begrenztheit. Der Obere ist Diener aller, und der Untergebene muss im Gespräch mit dem Oberen sich vorkommen, als ob die Rollen vertauscht wären.

4. Das Modell der Brüderlichkeit, das Franziskus für seinen Orden vorschwebt, hat auch für die Gemeinschaft der Kirche Bedeutung: *„Nur einer ist Euer Meister, Ihr alle aber seid Brüder“* (Mt 23,8). An der Kirche im kleinen, speziell an der Ordensfamilie, orientiert Franziskus sein Bild von der Gesamtkirche, wenn auch diese Orientierung nicht schematisch erfolgen kann, da beide nicht in allen Dimensionen übereinstimmen. Immerhin gewinnt aber das Leben in einer Ordensfamilie Bedeutung für die Kirche. Doch Kirche greift auch darüber noch hinaus. Sie ist für Franziskus Haus Gottes und heilige Mutter, die uns aus dem Won Gottes und aus den Sakramenten Leben schenkt. Klara ergänzt und bereichert das Bild der Kirche durch den Hinweis auf den Leib Christi, dessen Glieder untereinander in Austausch und Kommunikation stehen, da sie in Christus verbunden sind. Deshalb gilt für Klara das Prinzip der Stellvertretung und des Lebensausgleichs in der Kirche: *„Ich weiß und glaube, dass Du mein und der anderen Schwestern Versagen in der Nachfolge der Fußspuren des armen und demütigen Jesus Christus wunderbar ergänzt ... Ich halte Dich für eine Gehilfin Gottes selbst und für eine Stütze der gebrechlichen Glieder seines unaussprechlichen Leibes“*, heißt es im dritten Brief an Agnes von Prag.

Die charismatischen Züge an Franziskus, so spontan und subjektiv sie oft auch sind, müssen ergänzt werden durch den Bezug zur vorgegebenen Ordnung und durch die strenge Bindung an die objektive Gestalt, wie sie sich etwa im Wort Gottes und in der tradierten Form der Sakramente vorfinden. Hier verbinden sich in ihm in einer beglückenden Weise, wie sie wohl nur ganz konsequent gläubigen Charismatikern möglich ist, Subjektivität und Objektivität, Spontaneität und Ordnungsbewusstsein; und diese Spannungselemente machen seine unvergleichliche Originalität und Stärke aus, die als Erneuerungskräfte für die Jahrhunderte fruchtbar werden bis zum heutigen Tag.

Denn so subjektiv die kleine Brüderschar und der später immer größer werdende Orden in ihren eigenen Reihen Kirche lebten und erlebten, so sehr fühlten sie sich von Anfang an an die vorgegebene Institution der Kirche gebunden. Und die Kirche ist für sie - das ist wohl etwas ganz Neuartiges und Typisches für den franziskanischen Weg - immer selbstverständlich die Kirche von Rom, personifiziert in der Gestalt des römischen Bischofs. So viele Berührungspunkte die franziskanische Bewegung mit den religiösen Aufbruchsbewegungen der damaligen Zeit auch hatte, hier liegt der entscheidende Unterscheidungspunkt: diese entwickelten sich weg von Rom, der Franziskusorden aber band sich in dezidiertester Treue an die Kirche von Rom. Diese Bindung muss man nicht nur juristisch-formal sehen, sondern theologisch zu begründen versuchen aus der Nachfolge Christi. Für Franziskus heißt Leben nach dem Evangelium den Fußspuren Christi folgen. Diese Fußspuren schweben nicht in den Wolken. Wo soll man sie auf der Erde finden und ausmachen, wenn nicht in der Kirche? So gehen die Fußspuren Christi in die Fußspuren der Mutter Kirche über (2 Cel 24).

In ihren eigenen Reihen kennen die Brüder nicht das hierarchische Amtsprinzip, anerkennen es aber mit allen Konsequenzen in der Gesamtkirche. Sie selbst wollen untereinander Brüder sein ohne Rangabzeichen und Insignien und Vorrechte, aber all dies gestehen sie dem Bischof von Rom nicht nur zu, sondern deuten den Glanz seiner Person und die Pracht des päpstlichen Hofes als Abbild himmlischer Herrlichkeit. Celano kann sich nicht genug tun, den Papst bei der Heiligsprechungsfest am 16. Juli 1228 überschwänglich wie eine Vision von Kirche zu beschreiben: *„Aufrecht steht der Papst, der Bräutigam der Kirche Christi, umgeben von der bunten Pracht solcher Söhne. Auf seinem Haupt trägt er die Krone der Herrlichkeit, gezeichnet mit dem Zeichen der Heiligkeit. Er steht da, geschmückt mit der päpstlichen Mitra, angetan mit den heiligen Gewändern, gefasst in Gold und besetzt mit geschliffenen Edelsteinen. Er steht da, der Gesalbte des Herrn, im Goldglanz majestätischer Pracht, bedeckt mit glänzenden figurenreichen Edelsteinen, die Blicke aller auf sich ziehend. Ihn umgeben die Kardinäle und Bischöfe, geschmückt mit schimmernden Ketten, angetan mit schneeweißen, leuchtenden Gewändern; ein Bild himmlischer Schönheit, spiegeln sie die Freude der Verklärten wider.“*

Das ist nicht Senilität oder Byzantinismus, die aus dieser Beschreibung sprechen, sondern die Freude eines Kindes! Und kindliche Offenheit ist es, die bei aller Ehrfurcht das Verhältnis des Franziskus und der ersten Generation des Ordens gegenüber dem Papst bestimmen. Man lese nur den Bericht des Bruders Jordan von Giano, wie sich die Brüder der Saxonia in Deutschland beim Ordensgeneral über einen Visitator beschwerten,

nichts erreichten und sich dann an den Papst wandten. Es war Gregor IX., der als Kardinal Hugolin zum Freund des Ordens Würde und deshalb bei den Brüdern recht bekannt war: *„Als Bruder Jordan zu ihm (dem Papst) kam und ihm nach der Begrüßung befohlen wurde, sich zu entfernen, da wollte Bruder Jordan nicht hinausgehen, sondern er lief fröhlich zum Bett des Herrn Papstes, zog dessen bloßen Fuß heraus, küsste ihn und rief laut zu seinen Gefährten: Sieh mal, solche Reliquien haben wir in der Saxonia nicht.“*

Kindliche Einfalt, aus den Komponenten Ehrfurcht, Offenheit und Furchtlosigkeit bestehend, ist bezwingend, und so scheint es, dass auch die Vertreter der Hierarchie ein sehr unbefangenes und sehr herzliches Verhältnis zu den Minderbrüdern hatten. Man mag über die festgefügte, juristisch denkende und monokratisch regierte Kirche des 13. Jahrhunderts denken, wie man will, den offiziellen Vertretern der Hierarchie, die uns in den Lebensbeschreibungen begegnen, muss man eine zwar kritische, aber durchaus dynamische evangelische Gesinnung zubilligen, weil sie das „Zeichen Franziskus“ verstanden haben, obwohl es in derselben Zeit so viele verwechselbare häretisch-fanatistische Armutsbewegungen gab. Da sind z.B. zu nennen der Bischof Guido von Assisi, die Kardinäle Johannes von St. Paul und Hugolin von Ostia und vor allem Papst Innozenz III. Als der junge Franziskus noch tastend nach seinem Weg suchte, zog er niemanden zu Rate „außer Gott allein, der ihm schon seinen Weg zu zeigen begonnen hatte, und bisweilen den Bischof von Assisi“. Man muss bedenken, wie revolutionär, töricht, unverständlich, ja schreckhaft - ein Vergleich mit Hippies liegt nahe - den Verwandten und Freunden und der ganzen Bevölkerung von Assisi die neuartige Lebensweise des Franziskus erschien. Sie belachten und verspotteten ihn. Auch der Priester von San Damiano brachte kein Verständnis auf. Die Lage spitzte sich zu. Der erzürnte Vater wandte sich an die Stadtregierung, erreichte aber nichts, da diese sich für nicht zuständig erklärte. Darauf stellte der Vater beim Bischof Klage. Dieser lud Franziskus vor, der gleich kam, weil er im Bischof „den Vater und Herrn der Seelen“ sah. Man muss bedenken, dass eine große Portion Unterscheidungsgabe und Mut für den Bischof dazu gehörte, bei der Szene der Enteignung, gegen das Urteil der Leute und die Autorität des Vaters, Partei für Franziskus zu ergreifen. Von da an war der Bischof sein Freund.

Seine schlichte und unmittelbare Art wird es gewesen sein, die Franziskus die Tore der römischen Kurie öffnete. Der mit Guido bekannte Kardinalbischof von Sabina, Johannes von St. Paul, wurde der Freund der Brüder, ja er wünschte, gleichsam als einer der Brüder gehalten zu werden. Später empfahl er die Brüder den anderen Kardinalen, so dass jeder in seinem Palast Brüder haben wollte, um sich an ihrem Beispiel aufzurichten.

Besonders herzlich war Hugolin, der Kardinalbischof von Ostia, mit ihnen verbunden.

Er wurde ihr Protektor und nahm jedes Jahr am Kapitel in Portiunkula teil. Johannes von St. Paul war es, der dem Papst mitteilte, dass Franziskus nach der Form des Evangeliums leben wolle, wodurch der Herr den Glauben der Kirche auf der ganzen Welt erneuern werde. Dann kam daraufhin die historische Begegnung am päpstlichen Hof zustande, die der japanische Geschichtswissenschaftler Horigome Yozo eine „säkulare Begegnung“ nennt: „In der Gesamtgeschichte Europas, die wahrlich nicht arm ist an Auf und Ab, war dieses Treffen einzigartig.“ Auf der einen Seite der mächtige Innozenz, auf der anderen Seite der arme Franziskus. Sein Anliegen bestand darin, den Segen des Papstes für ein Leben nach dem Evangelium zu erhalten. Innozenz stimmt zwar grundsätzlich zu, hat aber dennoch Bedenken. Ist das Leben der Brüder nicht allzu hart? An dem Eifer dieser zwölf braucht man nicht zu zweifeln. Aber wie wird es mit denen sein, die den Brüdern nachfolgen? Wird ihnen der Weg nicht allzu rauh erscheinen? Wer sorgt bei der wachsenden Zahl für ihren Lebensunterhalt? Franziskus gibt nicht nach. Es ist eine Auseinandersetzung zwischen dem nüchternen Sachverstand des Amtsträgers und dem unerschütterlichen Vertrauen des Charismatikers. Bei der Schilderung dieser Szene erkennt man unschwer, dass Innozenz ein Mann ist, der nicht nur in den Nützlichkeitskategorien der Verwaltung denkt, sondern sich für den Geist Gottes offenhält, ein Papst, der sich von Träumen bewegen lässt. Schließlich erkennt er, dass Franziskus die Kirche aufrichten wird, er umarmt ihn und bestätigt mündlich die Regel und gibt allen Brüdern die Erlaubnis, überall Buße zu predigen. Dem Papst, mit dem Franziskus um sein Anliegen gerungen hat, verspricht er auf den Knien Demut, Hingabe, Gehorsam und Achtung.

Obwohl Franziskus weiß, dass Gott ihm den neuen Weg geoffenbart hat, bindet er sich also von Anfang an an die Leitung der Kirche, die er seine Mutter nennt, weil sie alle aus ihrer Hand das Wort Gottes und die Sakramente empfangen, wodurch die Christen in Christus geeint und zu Brüdern werden. Gewiss hat Franziskus gegenüber dem Papst standhaft auf seinem Anliegen insistiert, aber nicht revolutionär, sondern voll Vertrauen. Die Spannung zu der durchaus begründeten Reserve des Papstes ertrug er wie ein Kind, das von der Autorität des Vaters überzeugt ist und doch ganz gewiss weiß, dass seine Bitte erfüllt wird.

Hier greift Franziskus auch nach unserer Zeit, die von ihm lernen müsste, dass man kritisch und wach sein kann und doch gehorsam, seiner von Gott erhaltenen Sendung bewusst und doch demütig, und dass die eigentliche und radikale und zugleich zukunftssträchtige Reform die ist, die von innen ansetzt und von innen die verkrustete Schale aufbricht. Denn die

Kirche wird nur durch eine Therapie am inneren Kern gesunden, nicht durch eine Operation am Rande der Schale. Franziskus hat für alle Zeiten mit einer schlichten und doch sehr kräftigen Geste auf den Wesenskern der Kirche gezeigt: „Kirche heißt gegenseitige Liebe.“



Du siehst mich ...

... und ich erhebe meine Augen zu dir. Mit dir, Gott, möchte ich im Blickkontakt sein. Möchte die Augen öffnen für deine Schöpfung, möchte die Ohren öffnen für dein Wort, möchte mein Herz öffnen für deine Liebe.

„Mann der Armut“ - ungeschützt geschwisterlich⁷

Wie Franz von Assisi bei seiner öffentlichen Enterbung auf den einen und gemeinsamen Vater im Himmel verwiesen hat, so betete der neue Papst am Wahlabend bei seiner Präsentation auf der Segensloggia des Vatikans als Erstes ein Vaterunser. Damit machte er den versammelten 300.000 Menschen in Rom und den Millionen an den Bildschirmen deutlich, dass

kein „Heiliger Vater in Rom“, sondern „Unser Vater im Himmel“ im Zentrum des Glaubens steht.

Konsequenterweise sprach er in seiner ersten Rede auch vom geschwisterlichen Weg, auf den er sich mit der ganzen Kirche wage. Die berührende Schlichtheit des ersten Auftritts bestätigte sich in den folgenden Tagen und Wochen. Erinnert Franz von Assisi seine Brüder in der Ordensregel daran, dass sie wie „Pilger und Gäste auf Erden“ leben und so auch an den „Orten wohnen sollen, wo sie länger verweilen“, entscheidet sich der neue Papst, im Gästehaus des Vatikans Wohnung zu nehmen: nicht abgeschottet in der Papstresidenz, sondern inmitten von Gästen, die im Vatikan ein- und ausgehen.

Seine erste Reise führte im Frühsommer 2013 an den Rand Europas und auf die Insel Lampedusa, wo täglich Flüchtlinge eintreffen - viele lebendig und andere tot. Die Begegnung und sein Gottesdienst mit den Gestrandeten zwangen die Welt, einer menschlichen Not ins Gesicht zu schauen und sich einem europäischen Drama zu stellen, die beide von Medien und Politik verdrängt wurden. Dass Italien darauf die Operation „mare nostrum“ einrichtete, die Tausenden von Flüchtlingen das Leben gerettet hat, ist mit einer Frucht dieses päpstlichen Appells. Als die Europäische Union mit der „Operation Triton“ im Herbst 2014 wieder eine härtere Gangart einschaltete, sprach Papst Franziskus im Europaparlament klare Worte: Europa dürfe „das Mittelmeer nicht zu einem Friedhof“ verkommen lassen. Im Herbst 2013 provozierte der Papst bei seinem ersten Besuch in Assisi selbst Franziskaner: Um die Bettlerinnen und Armen aus der Pilgerstadt zu verbannen, hatten die Behörden das Betteln in Assisi vor drei Jahren verboten, worauf die Caritas auch die Armenmensa fernab einrichtete, beim Bahnhof unten in der Ebene. Der Papst verzichtete darauf, mit Italiens Regierungschef und prominenten Gästen im berühmten Sacro Convento bei der Wallfahrtsbasilika zu tafeln und zog es vor, mit Randständigen in der Armenmensa zu essen: Brüder der Franziskaner wie Hoteliers von Assisis erkundigten sich dort betroffen, was die Randständigen denn zu essen bekamen, um ihren Gästen dasselbe Menu aufzutischen - und viele fragten sich erst da, wo denn die Zuflucht der Armen genau liege.

Feierte Benedikt XVI. seinen 81. Geburtstag im Weißen Haus mit George W. Bush, lud Franziskus zu seinem 77. Geburtstag drei römische Obdachlose samt Hund an seinen Tisch. Eine geschenkte Harley Davidson signierte er und ließ sie im Februar 2013 versteigern, um den Gewinn von 255.000 € in die Armenhilfe Roms fließen zu lassen... An Festen wie Weihnachten und Ostern, wenn alle Fernsehanstalten der Welt nach Rom schauen, bringt der Papst die aktuellen Krisenherde mit ihren Nöten und Leiden auf der Erde in sein Gebet und ins Bewusstsein der Völker, viele davon vergessen und aus den täglichen Nachrichtensendungen ver-

schwunden. In Italien selbst besuchte er die Opfer von Müllskandalen und Mafiaterror sowie namenlose Menschen in Flüchtlingszentren und Not-schlafstellen. Zweimal wöchentlich telefoniert er einen Nachmittag lang mit Personen, die ihm berührende Sorgen und Schicksale brieflich anvertrauen. In den Mittwochsaudienzen wünscht er in seiner nächsten Nähe Menschen, die sonst verborgen leben, weil sie unansehnlich sind. Die Begegnung mit dem am ganzen Leib von Tumoren entstellten Vinicio Riva hat in Deutschland zu einer Pressediskussion geführt: Viele fragten, was der Papst riskiere, wenn er solche Menschen umarme. Ein Arzt antwortete beruhigend, dass es sich um Morbus Recklinghausen handle, der nicht ansteckend und lediglich sehr abstoßend wirke. Leserbriefschreiber fragten sich, wen sie selbst an sich heranlassen und ob sie Menschen nicht vorschnell ausgrenzen.

Das Gespür für die leisen Nöte von Menschen wie auch schreiende Formen von Armut zeichnet den franziskanischen Blick in die Welt aus. Auch kritische Fragen an die Marktwirtschaft, die wenige immer reicher und viele immer ärmer macht, verbindet den Papst mit seinem Vorbild.

Beide verschließen ihre Augen nicht vor sozialer Not, wirtschaftlichem Unrecht und menschlichem Leiden. Beide antworten auf Armut, indem sie Nöte wahrnehmen, sich von ihnen persönlich berühren lassen, sie auch öffentlich zum Thema machen und mit ihren Möglichkeiten darauf reagieren. Vorbild ist dabei stets das Beispiel Jesu, der keine Revolution lancierte und kein alternatives Gesellschaftssystem entwarf, der aber einen neuen Blick auf den Menschen lehrte, eine Praxis des Teilens initiierte, Bedürftige aller Art zu seinen Lieblingsgeschwistern erklärte (Mt 25) und von einem Gott sprach, in dessen Welt es weder Grenzen noch Fremde gibt.



Impulse in den eigenen Alltag

Gerade indem der Papst nicht radikal aussteigt wie Franz von Assisi, um am Rand der Gesellschaft zu leben, ermutigt sein Beispiel Menschen in allen Lebensformen, Nöte im eigenen Alltag wahrzunehmen: seien es individuelle Formen oft leiser Armut von Menschen, die einsam, ungeliebt oder hilflos sind, seien es gesellschaftliche Phänomene der Diskriminierung, Ausgrenzung und Verarmung, die auch die reichsten und fortschrittlichsten Länder Europas kennen.

Es macht Mut, dass der Papst sich nicht in eine komfortable Residenz zurückzieht, sondern sich im Gästehaus, auf Reisen und in Begegnungen täglich unterschiedlichsten Menschen aussetzt. Seine Praxis geschwisterlicher Offenheit beunruhigt angesichts des verbreiteten bürgerlichen Trends, sich in der eigenen Wohn- und Privatwelt behaglich einzurichten und Störungen aller Art fernzuhalten.

Es ist vernünftig, dass der Papst den Vatikan nicht verkauft und Armut nicht zur Askese verkürzt, sondern seine Zeit und seine Räume teilt, seine Erfahrungen und Kräfte für Menschen nah und fern einsetzt. Damit unterstreicht er das Grundverständnis franziskanischer Armut: Sie lehrt nicht, möglichst wenig zu haben, sondern möglichst viel zu teilen.

Es ist Realität, dass der Papst in vielen Begegnungen weder Wunder wirken noch Armut beseitigen kann. Wenn er aber mit leeren Händen Menschen in ihrer Trauer, Angst, Hoffnung und Freude umarmt, erinnert er an den größten Reichtum, der jedem Menschen gegeben ist: Offenheit für das Du, Liebe zum Nächsten und Freude am Leben, das Gott selbst allen in Fülle wünscht.

Es ist gut, dass der Papst eine „arme Kirche“ nicht mittel- und machtlos versteht, sondern liebevoll solidarisch, nicht monarchisch, sondern menschennah, nicht in ästhetischer Reinheit gefangen, sondern mit der „Freude des Evangeliums“ in den Schmutz der Welt gesandt. Damit ermutigt er, weltweit kirchliche Binnenwelten auch in Gemeinden und Gemeinschaften zu öffnen und der Welt von heute ungeschützt zu begegnen: weil sich Gott im Leben eines jeden Menschen findet - selbst in Biografien, die wie eine Katastrophe erscheinen.

Die Kirche - ein Feldlazarett⁸

Das, was die Kirche heute braucht, ist die Fähigkeit, Wunden zu heilen und die Herzen der Menschen zu wärmen - Nähe und Verbundenheit. Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder nach hohem Zucker fragen. Man muss die Wunden heilen. Dann können wir von allem anderen

sprechen. Die Wunden heilen, die Wunden heilen. Man muss ganz unten anfangen.

Die Kirche hat sich manchmal in kleine Dinge einschließen lassen, in kleine Vorschriften. Die wichtigste Sache ist aber die erste Botschaft: Jesus Christus hat dich gerettet.

Die Diener der Kirche müssen vor allem Diener der Barmherzigkeit sein. Der Beichtvater - zum Beispiel - ist immer in Gefahr, zu streng oder zu lax zu sein. Keiner von beiden ist barmherzig, denn keiner nimmt sich wirklich des Menschen an. Der Rigorist wäscht sich die Hinde, denn er beschränkt sich auf das Gebot. Der Laxe wäscht sich die Hände, indem er einfach sagt: „Das ist keine Sünde“ - oder so ähnlich. Die Menschen müssen begleitet werden, die Wunden geheilt.

„Wie behandeln wir das Volk Gottes? Ich träume von einer Kirche als Mutter und als Hirtin. Die Diener der Kirche müssen barmherzig sein, sich der Menschen an-

nehmen, sie begleiten - wie der gute Samariter, der seinen Nächsten wäscht, reinigt, aufhebt. Das ist pures Evangelium. Gott ist größer als die Sünde. Die organisatorischen und strukturellen Reformen sind sekundär, sie kommen danach. Die erste Reform muss die der Einstellung sein.

Die Diener des Evangeliums müssen in der Lage sein, die Herzen der Menschen zu erwärmen, in der Nacht mit ihnen zu gehen. Sie müssen ein Gespräch führen und in die Nacht hinabsteigen können, in ihr Dunkel, ohne sich zu verlieren. Das Volk Gottes will Hirten und nicht Funktionäre oder Staatskleriker. Die Bischöfe speziell müssen Menschen sein, die geduldig die Schritte Gottes mit seinem Volk unterstützen können, so dass niemand zurückbleibt. Sie müssen die Herde auch begleiten können, die weiß, wie man neue Wege geht.

Statt nur eine Kirche zu sein, die mit offenen Türen aufnimmt und empfängt, versuchen wir, eine Kirche zu sein, die neue Wege findet, die fähig ist, aus sich heraus und zu denen zu gehen, die nicht zu ihr kommen, die ganz weggegangen oder die gleichgültig sind. Die Gründe, die jemanden dazu gebracht haben, von der Kirche wegzugehen - wenn man sie gut versteht und wertet - können auch zur Rückkehr führen. Es braucht Mut und Kühnheit.

Wir müssen das Evangelium auf allen Straßen verkünden, die frohe Botschaft vom Reich Gottes verkünden und - auch mit unserer Verkündigung - jede Form von Krankheit und Wunde pflegen. In Buenos Aires habe ich Briefe von homosexuellen Personen erhalten, die „sozial verwundet“ sind, denn sie fühlten sich immer von der Kirche verurteilt. Aber das will die Kirche nicht. Auf dem Rückflug von Rio de Janeiro habe ich gesagt, wenn eine homosexuelle Person guten Willen hat und Gott sucht, dann bin ich keiner, der sie verurteilt. Damit habe ich das gesagt, was der Katechismus

sagt. Die Religion hat das Recht, die eigene Überzeugung im Dienst am Menschen auszudrücken, aber Gott hat uns in der Schöpfung frei gemacht: Es darf keine spirituelle Einmischung in das persönliche Leben geben. Einmal hat mich jemand provozierend gefragt, ob ich Homosexualität billige. Ich habe ihm mit einer anderen Frage geantwortet: „Sag mir: Wenn Gott eine homosexuelle Person sieht, schaut er diese Existenz mit Liebe an oder verurteilt er sie und weist sie zurück?“ Man muss immer die Person anschauen. Wir treten hier in das Geheimnis der Person ein. Gott begleitet die Menschen durch das Leben und wir müssen sie begleiten und ausgehen von ihrer Situation. Wir müssen sie mit Barmherzigkeit begleiten. Wenn das geschieht, gibt der Heilige Geist dem Priester ein, das Richtige zu sagen.

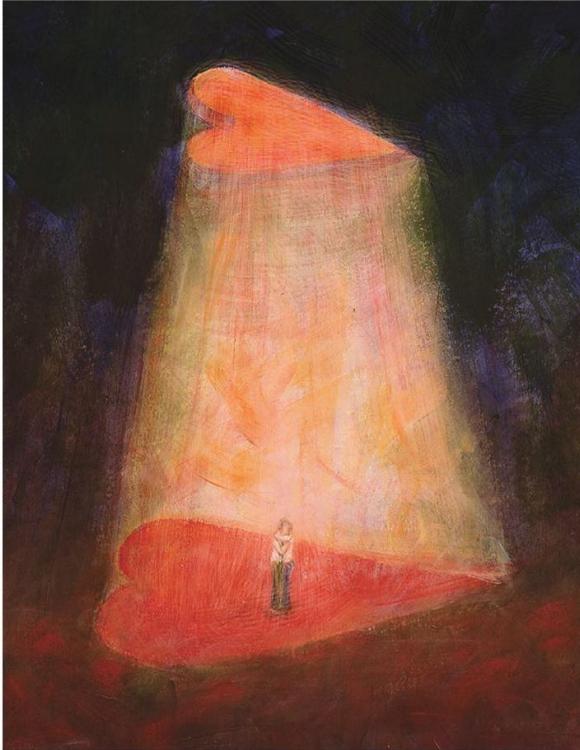
Das ist auch die Größe der Beichte: jeden Fall für sich zu bewerten, unterscheiden zu können, was das Richtige für einen Menschen ist, der Gott und seine Gnade sucht. Der Beichtstuhl ist kein Folterinstrument, sondern Ort der Barmherzigkeit, an dem der Herr uns anregt, das Bestmögliche zu tun. Ich denke auch an die Situation einer Frau, deren Ehe gescheitert ist, in der sie auch abgetrieben hat. Jetzt ist sie wieder verheiratet, ist zufrieden und hat fünf Kinder. Die Abtreibung belastet sie und sie bereut wirklich. Sie will als Christin weitergehen. Was macht der Beichtvater?

Wir können uns nicht nur mit der Frage um die Abtreibung befassen, mit homosexuellen Ehen, mit Verhütungsmethoden. Das geht nicht. Ich habe nicht viel über diese Sachen gesprochen. Das wurde mir vorgeworfen. Aber wenn man davon spricht, muss man den Kontext beachten. Im Übrigen kennt man ja die Ansichten der Kirche, und ich bin ein Sohn der Kirche. Aber man muss nicht endlos davon sprechen.

Die Lehren der Kirche - dogmatische wie moralische - sind nicht alle gleichwertig. Eine missionarische Seelsorge ist nicht davon besessen, ohne Unterscheidung eine Menge von Lehren aufzudrängen. Eine missionarische Verkündigung konzentriert sich auf das Wesentliche, auf das Nötige.

Das ist auch das, was am meisten anzieht, was das Herz glühen lässt - wie bei den Jüngern von Emmaus. Wir müssen also ein neues Gleichgewicht finden, sonst fällt auch das moralische Gebäude der Kirche wie ein Kartenhaus zusammen, droht, seine Frische und den Geschmack des Evangeliums zu verlieren. Die Verkündigung des Evangeliums muss einfacher sein, tief und ausstrahlend. Aus dieser Verkündigung fließen dann die moralischen Folgen.

Foto: picture alliance/dieKLEINERT.de/
Ann-Kathrin Busse



Du siehst mich ...

... und dein Blick ist

wie ein Bad in deinem Licht,
und mein Leben wird hell;

wie ein Bad in deiner Liebe,
und mein Leben wird heil.

Gott.

*Nimm das Klagen der Welt in deinen Blick,
dass wir es hören.*

*Nimm die Hungernden in deinen Blick,
dass wir nicht auf ihre Kosten satt werden.*

*Nimm die Trägheit unserer Herzen in deinen Blick,
dass wir aufstehen und handeln.*

*Nimm die Suchenden in deinen Blick,
dass wir sie aufnehmen.*

*Nimm die Trauer in deinen Blick,
dass wir Trost schenken.*

*Nimm die Vielfalt in deinen Blick,
dass wir uns schätzen lernen,*

*Nimm die Hoffnungslosen in deinen Blick,
dass wir wieder Mut schöpfen.*

*Nimm die Wege in deinen Blick,
dass wir uns begegnen können.*

*Nimm die müden Augen in deinen Blick,
dass wir dich wieder schauen.*